

Wider das Vergessen - 80 Jahre nach der Reichspogromnacht

Franz Sedlmeier

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Sedlmeier, Franz, ed. 2020. Wider das Vergessen - 80 Jahre nach der Reichspogromnacht. Augsburg: Universität Augsburg.
<https://www.uni-augsburg.de/de/uni-medien/unireden/>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the following conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publizieren/>



Augsburger
Universitätsreden | 81

81

Wider das Vergessen
80 Jahre nach der Reichspogromnacht



Augsburger Universitätsreden

Herausgegeben von der Präsidentin der Universität Augsburg
ISSN 0939-7604

Impressum

Augsburger Universitätsreden

Herausgegeben von der Präsidentin der Universität Augsburg

Redaktion: Pressestelle der Universität Augsburg

Titelfoto: depositphotos.com, Leonid Andronov

Layout und Satz: Waldmann & Weinold, Kommunikationsdesign

Druck: Druckerei Joh. Walch, Augsburg

Wider das Vergessen 80 Jahre nach der Reichspogromnacht

hg. von Franz Sedlmeier

Augsburg 2020

Inhalt

Zum Geleit

Franz Sedlmeier

11

Begrüßung und Einführung

Eröffnung

Franz Sedlmeier

17

Grußwort des Dekans der Katholisch-Theologischen Fakultät

Thomas Marschler

21

Grußwort der Präsidentin der Universität Augsburg

Sabine Doering-Manteuffel

25

Grußwort des Gemeinderabbiners der Israelitischen Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg

Henry G. Brandt

29

Wider das Vergessen

Zāchôr (זָכוֹר) „sei eingedenk!“ (Ex 20,8)

Gedenken in der Bibel

Franz Sedlmeier

33

Pogrom und deutsche Gesellschaft

Der 9. November 1938

Dietmar Süß

45

Jüdisches Leben vor und nach der Schoa – Einblicke

„Leben in zwei Welten“

Das Schicksal einer jüdischen Familie

Marita Krauss und Erich Kasberger

61

Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe

Die Israelitische Kultusgemeinde Augsburg von 1945 bis heute

Benigna Schönhagen

77

Rückblick und Ausblick – in Verantwortung Zukunft gestalten

Antisemitismusprävention im Religionsunterricht

Elisabeth Naurath

117

Die ‚dritte Generation‘ seit der Schoa.

Jüdisches Leben heute – im Spiegel literarischer Texte

Georg Langenhorst

133

Beiträgerinnen und Beiträger

161

Zum Geleit

Franz Sedlmeier

Im November 2018 jährten sich zum 80. Mal die schrecklichen Ereignisse der Reichspogromnacht von 1938. Sie machten vor den Augen der Öffentlichkeit sichtbar, welches Unheil mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten seinen Anfang genommen hatte. Die Saat des Rassismus und der Menschenverachtung war dabei aufzugehen und brachte ihre todbringenden Früchte hervor. Die Geschehnisse von damals hätten ein Weckruf sein können, ja sein müssen. Sie waren es nicht, wie der Fortgang der Ereignisse bestätigt. Zu wenige waren es, die den Mut aufbrachten, Widerstand zu leisten; zu viele, die sich schweigend zurückzogen oder gar mittaten an jenem schändlichen und menschenverachtenden Werk. Nur so, aufgrund des Versagens vieler, konnte das unsägliche Unheil seinen Lauf nehmen ...

Das Gedenken an jene schlimmen Jahre gebietet es, im Rückblick auf Geschehenes neu wahrzunehmen, was da geschehen ist und den Ursachen einer Entwicklung nachzugehen, an der nicht nur Einzelne, sondern auch tragende gesellschaftliche Institutionen ihren Anteil hatten. Eine solche Rückschau dient dazu, hellhörig und wachsam zu werden für das, was in unseren Tagen geschieht. Es gilt aus dem Gedenken zu lernen, für die Gegenwart Verantwortung zu übernehmen und Handlungsstrategien zu entwickeln, die ähnlichen Entwicklungen entgegenwirken.

Die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Augsburg lud – nach Rücksprache mit Rabbiner Dr. Henry G. Brandt – in Zusammenarbeit mit den Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen und Historisch-Philologischen Fakultäten und in Abstimmung mit der Leitung der Universität Augsburg zu einem Studiennachmittag ein. Dieser sollte der Frage nachgehen, wie

die Ereignisse von damals dem Menschen unserer Tage – 80 Jahre danach – Mahnung sein und Orientierung geben können.

Alle Beiträge der Tagung, einschließlich der Grußworte, sind in den hier vorliegenden Band aufgenommen, teilweise auch das Bildmaterial, das während der Tagung vorgestellt wurde. Der Dank des Herausgebers gilt allen Referentinnen und Referenten, die am Studiennachmittag mitgewirkt und ihre Beiträge für die vorliegende Dokumentation zur Verfügung gestellt haben, ferner der Präsidentin der Universität, Frau Prof. Dr. Sabine Dörring-Manteuffel, für die Möglichkeit, die Beiträge in der Reihe der Augsburger Hochschulreden zu veröffentlichen und nicht zuletzt Herrn Klaus Prem und Herrn Michael Hallermayer mit ihrem Team von der Universitätspressestelle für die hilfreiche und bewährte Zusammenarbeit. Die Konzeption der Tagung entstand am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft, der seit vielen Jahren mit Rabbiner Dr. Henry G. Brandt und der jüdischen Gemeinde von Augsburg zusammenarbeitet, um Studierenden der Universität einen unverfälschten und unmittelbaren Zugang zu den Grundlagen des Judentums zu vermitteln. Sind doch die Kenntnis des anderen und die unmittelbare Begegnung mit ihm der beste und kürzeste Weg, um Vorurteilen und Ängsten entgegenzuwirken, und zugleich eine wichtige Voraussetzung dafür, gemeinsam Verantwortung für den Weg in die Zukunft zu übernehmen.

Für die Vorbereitung und Durchführung der Tagung wie für die Mitarbeit an der vorliegenden Publikation sei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft sehr herzlich gedankt: Herrn Dr. Dominik Helms, Frau Luzia Maier und Frau Dr. Nicole Katrin Rüttgers; ferner den studentischen Hilfskräften Frau Michaela Hertl, Herrn Markus Hörmann, Frau Felicia-Natalie Lao und Frau Marina Sommerstorfer. Vor allem gilt der Dank unserer Sekretärin, Frau Ulrike Willmann, die die Vorbereitung und Durchführung des Studientages wie die Fertigstellung der Publikation mit viel Umsicht und Organisationsvermögen begleitet hat. Mit der Publikation verbindet sich der Wunsch, dass die Universität Augs-

burg als bedeutende Institution in der Region Bayerisch-Schwaben und alle Mitglieder dieser Universität durch ihr Wirken dazu beitragen, die jungen Menschen von heute für ihren Weg in die Zukunft zu rüsten, sie zu einer differenzierten Wahrnehmung der Wirklichkeit und gesellschaftlicher Prozesse zu befähigen und sie zu ermutigen, als wehrhafte Demokraten mit Zivilcourage für die menschlichen Grundwerte einzutreten.

Augsburg, im November 2019

Begrüßung und Einführung

Eröffnung

Franz Sedlmeier

Sehr verehrte Frau Präsidentin, sehr geehrter Herr Dekan,
sehr verehrte Damen und Herren aus der Universität,
der Stadt Augsburg und Umgebung,
liebe Mitglieder aus der jüdischen Gemeinde,

sehr herzlich darf ich Sie alle zu diesem Studiennachmittag hier an unserer
Augsburger Universität begrüßen: „Wider das Vergessen. 80 Jahre nach der
Reichspogromnacht.“

Es ist mir eine große Freude, dass Sie unsere Einladung so zahlreich ange-
nommen haben. Das Anliegen dieses Studiennachmittags verdient alle Auf-
merksamkeit – auch und besonders heute, 80 Jahre nach den schrecklichen
Ereignissen von 1938. Als gesellschaftlicher Institution ist der Universität
mit dem offenen wissenschaftlichen Diskurs über gesellschaftliche und
ethische Fragen auch der Auftrag gegeben, die Studierenden von heute zu
begleiten und zuzurüsten, dass sie morgen an verantwortlicher Stelle die
Weichen für die Qualität menschlichen Zusammenlebens stellen.

Ich danke dem Dekan unserer Fakultät, Herrn Prof. DDr. Thomas Marschler
und der Präsidentin unserer Universität, Frau Dr. Sabine Doering-Manteuf-
fel für ihre Zusage, mit ihrem Grußwort die Bedeutung dieser Veranstaltung
zu unterstreichen.

Landesrabbiner em. Dr. Henry G. Brandt hatte auf meine Anfrage hin eben-
falls sofort zugesagt, ein Grußwort zu übernehmen, ist er doch seit über 12
Jahren als Gastdozent an unserer Universität tätig. Leider wurde er kurz-

fristig gebeten, aus gegebenem Anlass eine Ansprache in Berlin zu halten. Rein alphabetisch hätte zwar Augsburg den Vorrang vor Berlin, aber ... es geht eben um mehr. Rabbiner Brandt hat ein eigenes Grußwort verfasst, das an seiner Stelle nachher vorgetragen wird.

Ich danke den Kolleginnen und Kollegen der verschiedenen Fakultäten und den Gastreferentinnen und Gastreferenten für ihre spontane Bereitschaft, durch ihre Beiträge diesen Nachmittag mitzugestalten. Die Veranstaltung gliedert sich in drei Abschnitte, die jeweils mit einer kurzen Aussprache und einer Diskussion schließen.

Eine erste thematische Einheit „Wider das Vergessen“ reflektiert die biblische Rede vom „Gedenken“ und „Vergessen“ (Prof. Dr. Franz Sedlmeier) und geht im Beitrag von Prof. Dr. Dietmar Süß von der Philologisch-Historischen Fakultät auf die Schreckensereignisse des 9. November 1938 ein. In der zweiten Einheit lassen Frau Prof. Dr. Marita Krauss von der Philologisch-Historischen Fakultät und ihr Mann Herr Erich Kasberger die Zerrissenheit jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in der Zeit des Nationalsozialismus am Schicksal einer jüdischen Familie erfahrbar werden. Dass jüdisches Leben nicht auf die Schoa reduziert werden darf, zeigt Frau Dr. Benigna Schönhagen in ihrem Beitrag über das jüdische Leben in Augsburg nach der Katastrophe der Schoa.

Frau Prof. Dr. Elisabeth Naurath, Religionspädagogin am Institut für Evangelische Theologie der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät, und Herr Prof. Dr. Georg Langenhorst, Religionspädagoge an der Katholisch-Theologischen Fakultät, schließen den Studientag mit ihren Beiträgen ab, die den Rückblick zugleich mit einem Ausblick verbinden. Die Vorträge über Antisemitismusprävention im Religionsunterricht und über jüdisches Leben heute im Spiegel literarischer Texte der dritten Generation nach der Schoa zeigen beispielhaft auf, wie sich Gedenken und Verantwortung für die Gestaltung heutiger gesellschaftlicher Lebensräume gegenseitig befruchten können.

Unser Dank gilt der Juristischen Fakultät, die uns ihre Räume großzügig zu Verfügung gestellt hat, und den Mitarbeitern am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft Herrn Dr. Dominik Helms und Frau Ulrike Willmann sowie den studentischen Hilfskräften Frau Michaela Hertl, Frau Marina Sommerstorfer und der Fachschaft unserer Fakultät für Ihre Unterstützung.

Ich darf diese Eröffnung beschließen mit den Worten aus der Einladung zu diesem Studiennachmittag: „Die historische Verantwortung gebietet es, die Schrecknisse jener Zeit nicht in der Vergessenheit versinken zu lassen. Denn das Gedenken an das, was in jenen dunklen Zeiten geschehen ist, will Mahnung für die Gegenwart sein, um wachsam zu bleiben, allen Anfängen zu wehren und in Verantwortung Zukunft zu gestalten.“

Ich darf Sie, Herr Kollege Marschler, als Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät, und Sie, Frau Präsidentin, nun um Ihre Grußworte bitten.

Grußwort des Dekans der Katholisch-Theologischen Fakultät

Thomas Marschler

„Wider das Vergessen – 80 Jahre nach der Reichspogromnacht“: Unter diesem Titel steht der Studiennachmittag, zu dem ich Sie alle, meine Damen und Herren, als Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät vielfach begrüßen darf. Am 9. und 10. November 1938 brannten im nationalsozialistischen Deutschland die Synagogen, angezündet durch SA-Trupps und ihre Helfer. Auch die Augsburger Synagoge war betroffen und entging der kompletten Zerstörung nur durch glückliche Umstände. Jüdische Geschäfte und Wohnungen wurden gestürmt und zerstört, zahlreiche Deutsche jüdischen Glaubens gedemütigt und misshandelt. Nicht nur Polizei und Feuerwehr, sondern auch die Mehrheit der Bevölkerung schauten tatenlos zu, nicht wenige Menschen begleiteten die Pogrome mit hämischem Applaus. Mit perfidem Kalkül instrumentalisierten die Machthaber ein vorangegangenes Attentat auf den Legationsrat der deutschen Botschaft in Paris durch einen jungen polnischen Juden, um eine landesweite Empörung gegen die jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger zu inszenieren. Von oben wurden genaue Anweisungen gegeben, wie weit die Gewaltanwendung reichen dürfe. Tatsächlich aber kam es auch zu Plünderung und Mord. Viele der schwer beschädigten Synagogengebäude wurden anschließend vollständig abgebrochen. Die Ereignisse des Novembers 1938 markieren einen entscheidenden Schritt auf dem Weg der systematischen Diskriminierung und Verfolgung der Juden in Deutschland. Sie wurden zum Präludium für jene noch schrecklicheren Verbrechen der Schoa, die der deutschen Geschichte für immer eingezeichnet bleiben werden.

Nach achtzig Jahren sind fast alle Zeitzeugen von damals nicht mehr unter uns. Das den jüdischen Frauen und Männern in Deutschland zugefügte Un-

recht können wir heute nicht wiedergutmachen. Aber wir können die Opfer ehren, indem wir sie nicht vergessen. Erinnerung und Gedenken – das sind für die christliche Theologie Grundworte. Erinnerung kann mit Lob und Dank verbunden sein, aber – so wie heute – auch mit Trauer und Klage. In theologischer Sicht geschieht Erinnerung immer im Angesicht Gottes. Bei ihm ist die Schuld der Täter nicht vergessen, erst recht aber nicht das Leid der Opfer. Wenn es Hoffnung auf Gerechtigkeit für alle gibt, dann im Glauben an ihn. Biblische Perspektiven des Erinnerns und Gedenkens wird uns Kollege Franz Sedlmeier in seinem Vortrag eröffnen. Ihm darf ich zugleich sehr herzlich für die Initiative zu diesem Studiennachmittag und (gemeinsam mit seinem Lehrstuhlteam) für die Organisation danken. Seit vielen Jahren arbeitet Franz Sedlmeier mit viel Engagement und Herzblut für die Anliegen der christlich-jüdischen Verständigung. In ihrem Zeichen steht auch der heutige Nachmittag an unserer Katholisch-Theologischen Fakultät.

Unsere Präsidentin und Herr Rabbiner Dr. Brandt haben zu diesem kleinen Symposium Grußworte beigetragen. Ihnen gilt mein Dank ebenso wie den weiteren Referentinnen und Referenten, die der Einladung zu unserer Veranstaltung gefolgt sind: Herrn Kollegen Dietmar Süß, Frau Kollegin Marita Krauss und ihrem Gatten, Herrn Erich Kasberger, Frau Dr. Benigna Schönhagen, Frau Kollegin Elisabeth Naurath und Herrn Kollegen Georg Langenhorst. Ihre Beiträge werden die historische Rekonstruktion verbinden mit biographisch konkretisierter Rückschau, mit dem Blick auf Konsequenzen des Geschehenen und auf Versuche der Aufarbeitung. Nicht zuletzt werden sie uns mit der Frage konfrontieren, was wir, die Heutigen, aus den Ereignissen vor 80 Jahren lernen können und müssen. In theologischem Verständnis ist Erinnerung immer auf die Gegenwart gerichtet: Im Guten wie im Bösen soll sie Befähigung sein, das Heute zu gestalten. Wenn wir uns an diesem Tag dazu bekennen, nicht vergessen zu wollen, dann verpflichten wir uns zugleich, unsere eigene Zeit so zu gestalten, dass Hass und Gewalt zwischen Menschen unterschiedlicher Weltanschauung und Religion nicht von Neuem erstarken können – vor allem nicht Hass und Gewalt gegen Juden in Deutschland.

Falsches Handeln beginnt in falschem Denken, falsches Denken wurzelt immer auch in verdrängter Erinnerung. Darum ist es gut, dass wir im November 2018 hier an der Universität erinnernd und nachdenkend beieinander sind – „wider das Vergessen“.

Grußwort der Präsidentin der Universität Augsburg

Sabine Doering-Manteuffel

Sehr geehrter Herr Rabbiner, lieber Herr Dr. Brandt,
sehr geehrte Frau Dr. Schönhagen,
sehr geehrter Herr Dekan Marschler,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Studierende,
sehr geehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie auch im Namen der Universitätsleitung sehr herzlich zum heutigen Studiennachmittag. Der Anlass unseres heutigen Zusammenkommens ist bedrückend: Die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 jährt sich bald zum 80. Mal. Wir wissen, was sich damals ereignete, und welche furchtbaren Ereignisse noch folgen sollten.

Aber ich bin froh, wenn ich sehe, wie viele Kolleginnen und Kollegen am heutigen Tag mit ihren Redebeiträgen gegen das Vergessen aufstehen. Ich danke Ihnen im Namen der Universität und auch persönlich sehr für dieses Engagement! Ich danke auch Ihnen, Herr Rabbiner, und Ihnen, Frau Dr. Schönhagen, für Ihr Kommen und Ihre Redebeiträge, mit denen sie der Veranstaltung die Ehre erweisen.

Ich danke auch allen anderen Anwesenden, den Studierenden und allen Gästen, für Ihr Kommen. Sie zeigen, dass auch Sie nicht vergessen wollen, dass auch Sie die Erinnerung wachhalten wollen.

Als Universität sind wir besonders verpflichtet: Verpflichtet, die Geschehnisse wissenschaftlich aufzuarbeiten und lebendige Orte der Erinnerung zu

entwickeln. Wir sind aber auch verpflichtet, die Gegenwart in den Blick zu nehmen und die Stimme zu erheben, wenn nicht nur das Vergessen um sich greift, sondern, noch schlimmer, Ausgrenzung und Verfolgung sich erneut ereignen. Als Universität sind wir ein Ort der Weltoffenheit, des Austauschs, der Toleranz und der kritischen Diskussion. Es erfüllt mich mit Sorge – und ich denke Ihnen geht es genauso – dass in Deutschland Gruppierungen Zulauf erhalten, die eine Spaltung der Gesellschaft vorantreiben, die mit Mitteln der Hetze und Verleumdung arbeiten und Ängste und Hass schüren. Gruppierungen, die die nationalsozialistische Diktatur und den Holocaust verharmlosen bzw. relativieren und deren Vertreter einen der bedeutendsten Orte der Erinnerung an die Schoa in Deutschland als „Denkmal der Schande“ verunglimpfen. Schlimmer noch: Vergleichbare Tendenzen lassen sich auch in vielen anderen Ländern der sogenannten westlichen Welt, die so stolz auf ihre demokratischen Strukturen, auf den Frieden, die Prinzipien der Aufklärung und die Freiheit ihrer Bevölkerungen ist, beobachten. Eine neue Rechte ist auf dem Vormarsch. Eine Rechte, die sich zwar oberflächlich vom Nationalsozialismus distanziert und sich intellektuell gibt, aber die ebenso mit simplen Weltbildern und aggressiven Schuldzuweisungen an die Macht will und viele Errungenschaften moderner Demokratien mit Füßen tritt.

In den Novemberpogromen vor 80 Jahren regierte das Grauen in den Städten und läutete einen Vernichtungs- und Zerstörungswahn der Nationalsozialisten ein, der es mir auch heute noch unmöglich macht, angemessene Worte zu finden. Aber wir dürfen nicht schweigen. Lassen Sie uns vielmehr in den folgenden Vorträgen und Gesprächen dem gedenken, was in der Reichspogromnacht geschah. Wie es nach all der Vernichtung und Zerstörung weiterging und das jüdische Leben glücklicherweise nach Deutschland zurückkehrte. Und was wir in der Gegenwart tun können, um die Erinnerung lebendig zu halten und den Anfängen zu wehren.

Ich bin nun gespannt auf die Vorträge und Diskussionen und danke insbesondere Herrn Kollegen Sedlmeier und Herrn Kollegen Marschler, die den

heutigen Studentag initiiert und uns alle hier versammelt haben. Dank auch an die Kolleginnen und Kollegen verschiedener Fakultäten, die sich mit ihren Redebeiträgen am Programm beteiligen.

Grußwort des Gemeinderabbiners der Israelitischen Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg

Henry G. Brandt

Ich bedauere zutiefst, nicht persönlich anwesend zu sein, um Sie alle bei diesem Symposium zu begrüßen. Aber manchmal rufen Pflichten, eben auch, wenn nicht unbedingt erwünscht. Ich spreche meine Anerkennung und meinen Dank den Initiatoren und Veranstaltern dieses Studiennachmittags aus.

Seit 80 Jahren jährt sich die Pogromnacht von 1938. Es genügt nicht einfach „*nie wieder*“ wie eine Beschwörungsformel in den Raum zu rufen, ohne sich damit zu beschäftigen, wie es eigentlich damals zu dieser Katastrophe kommen konnte und was zu tun sei, um das Risiko der Wiederholung in irgendeiner Art zu minimieren. Es ist immer noch notwendig, darüber zu forschen, um die Schwachstellen in unserer Gesellschaft aufzudecken, die damals die Pforten der Hölle nicht geschlossen halten konnten.

Ganz werden wir es nie verstehen können. Vielleicht muss man sagen, dass es sich hier um ein Versagen der Menschlichkeit handelt. Denn wir müssen uns nicht nur mit den Tätern und den Mitläufern beschäftigen, sondern auch mit der großen Zahl der Institutionen und Menschen, die tatenlos dabei standen und es geschehen ließen. Ich verstehe unter Menschlichkeit die Erfüllung des ursprünglichen biblischen Auftrags an den Menschen „*Machet euch die Erde untertan!*“.

Die Werte und die Moralität, die sich daraus ergeben, machen aus, was ich unter dem Begriff Menschlichkeit verstehe. Es wurde unterlassen, sie wehrhaft zu verteidigen.

In der Universität bilden sich die Kader von morgen. An sie ergeht besonders der Auftrag sich vorzubereiten, die Verteidigung dieser wehrhaften Menschlichkeit in die Pflichtenbücher ihrer Lebensplanung einzuschreiben.

Ich wünsche der Veranstaltung einen großen Erfolg.

Wider das Vergessen

Zāchôr (זָכוֹר) „sei eingedenk!“ (Ex 20,8)

Gedenken in der Bibel

Franz Sedlmeier

Zāchôr (זָכוֹר) „sei eingedenk!“ So heißt es an prominenter Stelle in der Tora, den fünf Büchern Mose. Ich spreche vom Sabbatgebote, das uns zweifach überliefert wird: im Dekalog des Buches Exodus (Ex 20,8-11) und im Dekalog des Buches Deuteronomium (Dtn 5,12-15). In der Formulierung weichen beide Texte leicht voneinander ab. Wenden wir uns zunächst dem ersten der beiden Texte zu. In Ex 20,8 ist das Gebot, den Sabbat zu halten, mit folgender Mahnung eingeführt: „Gedenke des Sabbattages: Halte ihn heilig!“

1. Zāchar „gedenken“ – ein Grundwort in der hebräischen Bibel

Etwa 300mal taucht das Wortfeld *zāchar* „gedenken“ in der Biblia Hebraica auf. Es ist somit ein Grundwort der biblischen Überlieferung, dem in der jüdischen Tradition ein besonderes Gewicht zukommt. Um die Bedeutung dieses Wortes soll es in diesem kurzen Beitrag gehen. Nun kennt die hebräische Bibel auch ein Gegenwort zu *zāchar* „gedenken“, nämlich *schāchach* „vergessen!“ Die Mahnung zum Gedenken kann deshalb auch negativ formuliert sein: אֶל־תִּשְׁכַּח *’al-tischkach* „vergiss nicht!“, ohne dass die beiden Aussagen damit schon deckungsgleich wären. Die letztgenannte Mahnung „vergiss nicht!“ findet sich vor allem im Buch Deuteronomium. Das Thema des gesamten Studiennachmittags „Wider das Vergessen“ greift somit die biblische Mahnung אֶל־תִּשְׁכַּח *’al-tischkach* „vergiss nicht!“ auf. Der Titel dieses ersten Beitrages hingegen die positive Formulierung זָכוֹר *zāchôr* „Sei eingedenk!“ Diesen beiden biblischen Mahnungen אֶל־תִּשְׁכַּח „vergiss nicht!“ und זָכוֹר *zāchôr* „sei eingedenk!“ ist im Folgenden nun nachzugehen.

Dabei sei vorab betont, dass die biblische Forderung *zāchôr* „sei eingedenk!“ und *'al-tischkach* „vergiss nicht!“ nichts mit einer rückwärtsge wandten Einstellung zum Leben zu tun hat, die nostalgisch die Vergangenheit beschwört. Vielmehr geht es darum, den Strom des Lebens, der aus der Vergangenheit kommt, zu vergegenwärtigen. Die Kraft, die in der Wurzel lebt, soll auch die Gegenwart prägen.

2. Das Deuteronomium und die Mahnung nicht zu vergessen

In diesem Sinne mahnt das Buch Deuteronomium unermüdlich, die früheren Großtaten Gottes nicht zu vergessen. Denn sie zu vergessen hieße, sie als bedeutungslos und wirkungslos für die Gegenwart abzuwerten. Wenn Israel die vergangene Geschichte vergäße, würde ihm auch der entschwinden, der Israel ins Dasein gerufen und als sein Volk berufen hat, dem Israel sich verdankt: der EWIGE, der einen Weg mit seinem Volk gegangen ist und ihn auch weiterhin geht.

Das Volk steht nach der Erzählung des Buches Deuteronomium an der Schwelle zum gelobten Land. Unmittelbar vor dem Einzug in das Land der Verheißung betont Mose in mehreren Redegängen: Vergiss nicht, was ER, der EWIGE für dich getan hat. Dies muss dir gegenwärtig bleiben, Israel, damit es deine Existenz trägt und bestimmt. Andernfalls verlierst du deine Identität. Einige Textstellen aus dem fünften Buch Mose mögen dies veranschaulichen.

Nach Dtn 4,9-10 mahnt Mose eindringlich, die Gottesbegegnung am Berg Horeb nicht zu vergessen, soll doch dieses grundlegende Ereignis die Gegenwart und die Zukunft der Israeliten und ihrer Kinder und Kindeskin der prägen.

„... *Vergiss nicht* die Ereignisse, die du mit eigenen Augen gesehen, und die Worte, die du gehört hast. Lass sie dein ganzes Leben lang nicht aus dem Sinn! Präge sie deinen Kindern und Kindeskindern ein! *Vergiss nicht* den Tag, als du am Horeb vor dem Herrn, deinem Gott, standest. Der HERR hatte

zu mir gesagt: Ruf mir das Volk zusammen! Ich will sie meine Worte hören lassen. Sie sollen lernen, mich zu fürchten, so lange, wie sie im Land leben, und sie sollen es auch ihre Kinder lehren.“

Im gleichen Kapitel, in Dtn 4,23, erinnert Mose das Volk an den Bund. Ihn nicht zu vergessen bedeutet konkret, sich kein Gottesbild zu machen. Denn der EWIGE lässt sich nicht im Bild darstellen, er ist nicht Teil dieser Welt, sondern ihr transzendenter Urgrund.

„Nehmt euch in Acht! *Vergesst nicht* den Bund, den der HERR, euer Gott, mit euch geschlossen hat. Ihr sollt euch kein Gottesbildnis machen, das irgend etwas darstellt, was der HERR, dein Gott, dir verboten hat.“

Im Vorausblick auf das künftige Leben im Lande warnt Mose davor, in einer fernen Zukunft, wenn es gut geht und der Wohlstand sich mehrt, über den Gaben den Geber dieser Gaben zu vergessen. Hören wir dazu Dtn 6,10-12:

„Und wenn der Herr, dein Gott, dich in das Land führt, von dem du weißt: er hat deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob geschworen, es dir zu geben – große und schöne Städte, die du nicht gebaut hast, mit Gütern gefüllte Häuser, die du nicht gefüllt hast, in den Felsen gehauene Zisternen, die du nicht gehauen hast, Weinberge und Ölbäume, die du nicht gepflanzt hast –, wenn du dann isst und satt wirst: nimm dich in acht, dass du *nicht* den Herrn *vergisst*, der dich aus Ägypten, dem Sklavenhaus, geführt hat.“

Als letztes Beispiel sei Dtn 9,7 angeführt. Auch Versagen, Schuld und Sünde können nicht einfach beiseitegeschoben und verdrängt werden. Auffälliger Weise tauchen hier beide Ausdrücke „gedenke!“ und „vergiss nicht!“ auf, was der Aussage einen besonderen Nachdruck verleiht. Die Erinnerung an das Fehlverhalten dient als Hilfe für das Leben in der Gegenwart.

„*Denk daran, vergiss nicht* (זָכַר אֶל-תִּשְׁכַּח) , dass du in der Wüste den Unwillen des Herrn, deines Gottes, erregt hast. Von dem Tag an, als du aus Ägypten

ten auszogst, bis zur Ankunft an diesem Ort habt ihr euch dem Herrn ständig widersetzt.“

An der Schwelle zum verheißenen Land wird die Mahnung (זָכַר אֶל־תְּשׁוּבָה) „Gedenke! Vergiss nicht!“ zu einer grundlegenden Wegweisung für die Gestaltung der anstehenden Zukunft. Sie dient der Vorbereitung für das spätere Leben im Lande.

3. „Denkt nicht mehr an das Frühere“ (אֶל־תִּזְכְּרוּ רֵאשִׁוֹנוֹת): Jes 43,18

Nun gibt es neben dieser Mahnung nicht zu vergessen allerdings auch eine scheinbar gegenteilige Aussage. Der Prophet Jesaja fordert in Jes 43,18 dazu auf: „*Denkt nicht* mehr an das Frühere, auf das, was vergangen ist, sollt ihr nicht achten. Schaut auf mich, ich schaffe Neues.“

Wie lassen sich die beiden Aussagen vereinbaren? Jesaja verbietet seinen Zeitgenossen gleichsam, weiterhin an das Frühere zu denken. Mose hingegen wird im Buch Deuteronomium nicht müde, das Volk zu mahnen, die Vergangenheit nicht zu vergessen und der vergangenen Taten Gottes zu gedenken. Was auf den ersten Blick als Widerspruch erscheinen mag, erschließt sich bei genauerem Hinschauen.

Begnügt sich das „Gedenken“ mit dem bloßen Rückblick auf Vergangenes, so führt es nicht weiter. Es bleibt ausschließlich vergangenheitsbezogen, es bedeutet Stagnation. Das galt in biblischen Zeiten und es gilt gleichermaßen auch heute. Mögen die Worte des Gedenkens noch so hehr gewählt und schön gesetzt sein, sie allein bewirken nichts. Es sind Worthülsen. Dann werden Gedenkfeiern steril und nichtssagend, sie bleiben leere Worte. Biblisches Gedenken indes führt hin zu dem in der Geschichte handelnden Gott, der den Menschen je neu in die Verantwortung ruft. Die Begegnung mit dem EWIGEN, dessen Spuren in die Geschichte Israels eingeschrieben sind und eingeschrieben bleiben, lässt neben der Vergangenheit auch die Gegenwart und die Zukunft im Horizont der Wirklichkeit Gottes sehen. Der, der war und an seinem Volk gehandelt hat, ist zugleich der, der jetzt

handelt; und der, der jetzt handelt, ist zugleich der, der seinem Volk von der Zukunft her entgegenkommt. Beide Mahnungen – die des Mose wie die des Jesaja – verweisen auf das lebendige Handeln Gottes, der den Menschen in die Verantwortung ruft. An diese Verantwortung wird in besonderer Weise am Sabbat erinnert, am Tag der Ruhe.

4. *zāchôr* (זָכַר) und *šāmôr* (שָׁמַר): „gedenke und bewahre“ –

Die Feier des Sabbat

Seinen besonderen Ort findet das Gedenken an den EWIGEN bei der Feier des Sabbat. Der Sabbat ist das wichtigste Fest im Judentum. Die eingangs bereits erwähnte Stelle im Buch Exodus, Kapitel 20, Vers 8 bringt die Mahnung *zāchôr* (זָכַר) „sei eingedenk“ in der eigentümlichen Form eines absoluten Infinitivs, der dieses Gedenken besonders nachdrücklich hervorhebt. Die Aufforderung *zāchôr* (זָכַר) „sei eingedenk“ ist bei der jüdischen Sabbatfeier mit einer zweiten Aufforderung verbunden, die dem Buch Deuteronomium entnommen ist. Statt des Verbums *zāchôr* (זָכַר) „sei eingedenk“ heißt es in Dtn 5,12 *šāmôr* (שָׁמַר) „bewahre, halte ein.“ Die Formulierung in Ex 20,8 betont also das Gedenken: „gedenke des Sabbattages“, die Forderung in Dtn 5,12 hingegen das Einhalten dieses Tages: „bewahre den Sabbattag / halte den Sabbattag ein“.

Mit der geprägten Wortverbindung *zāchôr w^e šāmôr* – „gedenke und bewahre“ verbindet die jüdische Tradition beide Dekalogfassungen miteinander. Dazu schreibt der evangelische Alttestamentler Jürgen Ebach: „Beide Fassungen gemeinsam schärfen ein: Es geht um eine Erinnerung, die Praxis werden soll, und um eine Praxis, die aus der Erinnerung lebt. Des Sabbattages zu gedenken bedeutet schlicht, ihn alle sieben Tage einzuhalten. In diesem Sinne ist jeder Schabbat ein Gedenktag.“¹

Doch es kommt noch etwas hinzu. Mit der Wortverbindung *zāchôr w^e šāmôr* – „gedenke und bewahre“ werden zu Beginn des Sabbat zwei herausragende Ereignisse in Erinnerung gerufen: die Schöpfung und die Befreiung aus Ägypten.²

In Erinnerung an das Sechstageswerk und an die Ruhe Gottes am siebten Tag in Gen 1,1-2,4a formuliert der Dekalog in Ex 20,8-11:

„*Gedenke* des Sabbats: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat.¹ Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; *am siebten Tag ruhte er*. Darum hat der Herr den Sabbattag gesegnet und ihn für heilig erklärt.“

Der Rückbezug auf den ersten Schöpfungstext ruft mit dem Sechstageswerk auch die Stellung und Funktion des Menschen in der Schöpfung in Erinnerung. Als Bild Gottes geschaffen, ist dem Menschen als Mann und Frau gemeinsam die Verantwortung für die Schöpfung aufgetragen. Der oft missverstandene Auftrag, sich die Erde untertan zu machen, zielt auf den verantwortlichen Umgang mit der Schöpfung und den Geschöpfen. Menschsein ist deshalb immer auch ein „Gerufen-sein“, um Verantwortung zu übernehmen.

Vor allem aber ruft der Sabbat das Ruhens Gottes am siebten Tag in Erinnerung. Dieses Ruhens ist Zeichen der Vollendung. Ein genauer Blick auf den Text zeigt: Nach Gen 2,1-4a ruht nur Gott am siebten Tag. Von einem Ruhens des Menschen ist nicht die Rede. Bei Gott – so der erste große Schöpfungstext – ist die Welt vollendet. Am Sabbat, dem Tag der Ruhe, darf der Mensch, eingedenk der Ruhe Gottes, an dieser Vollendung, die bei Gott ist, partizipieren. Dass diesem Gedenken eine soziale Sprengkraft innewohnt, zeigt sich darin, dass die Ruhe allen zusteht, allen ohne Ausnahme: der Sklavin und dem Sklaven, auch dem Fremden. In das Gedenken des Sabbat ist das Wissen um die Würde eines jeden Menschen, ja der Respekt vor der ganzen Schöpfung mit eingeschlossen.

Zāchôr w'šāmôr: Das Gedenken am Sabbat erhält durch die Dekalogfassung des Deuteronomiums unter Rückgriff auf die Befreiung aus Ägypten

noch eine zusätzliche Begründung. An die Aufforderung von Dtn 5,12, den Sabbat einzuhalten („Achte auf den Sabbat: Halte ihn heilig...“) schließt sich in V. 15 folgende Begründung an, die erneut mit *w'zächarta* (וַזְכֹּרְתָּ) eingeführt wird:

„Und *sei eingedenk*: Als du in Ägypten Sklave warst, hat dich der Herr, dein Gott, mit starker Hand und hoch erhobenem Arm dort herausgeführt. Darum hat es dir der Herr, dein Gott, zur Pflicht gemacht, den Sabbat zu halten.“
Das Gedenken des Sabbats lässt die eigene Geschichte lebendig werden, die Erfahrung, Sklave und Fremder in Ägypten gewesen zu sein. Aus diesem Gedenken erwächst eine veränderte und verändernde Praxis für die Gegenwart. Wie sehr sich dies in das Gedächtnis Israels eingeschrieben hat, zeigen nicht zuletzt die großen Gesetzessammlungen. Die erinnerte eigene Erfahrung führt zu einem veränderten und sensibleren Verhalten. So heißt es etwa im Bundesbuch, in Ex 23,9:

„Einen Fremdling sollst du nicht bedrücken! Ihr wisst doch, wie es dem Fremden zumute ist; denn Fremde wart ihr selbst im Land Ägypten.“

5. Das Gedenken tilgen – Wider den Existenzvernichter Amalek³

Die Schriften Israels wissen auch von der Feindschaft der Völker, deren Ziel die Vernichtung Israels ist. In diesem Zusammenhang spielt vor allem Amalek eine besondere Rolle. Der biblische Erzählzusammenhang findet sich im 17. Kapitel des Buches Exodus. Die Nachhut der in der Wüste dahinziehenden erschöpften Israeliten wird hinterhältig und feige von den Amalekitern überfallen. Dass diese erste Begegnung mit Amalek in die Erzählung vom Auszug aus Ägypten eingefügt ist, verleiht ihr eine paradigmatische Bedeutung. Im späteren Text Dtn 25,17-19 wird dieses Geschehen wie folgt beschrieben:

„*Denk daran* (זָכוֹר), was Amalek dir unterwegs angetan hat, als ihr aus Ägypten zogt: wie er unterwegs auf dich stieß und, als du müde und matt warst, ohne jede Gottesfurcht alle erschöpften Nachzügler von hinten niedermachte. Wenn der Herr, dein Gott, dir von allen deinen Feinden ringsum Ruhe verschafft hat in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir als Erbesitz

gibt, damit du es in Besitz nimmst, dann lösche die *Erinnerung an Amalek* (אַת־זָכַר עֲמָלֵק) unter dem Himmel aus! Du sollst *nicht vergessen* (לֹא תִשְׁכַּח).“⁴

Daraufhin beauftragt Mose seinen Begleiter Josua, gegen Amalek in den Kampf zu ziehen, so der Fortgang in Ex 17. Mose selbst verfolgt die Schlacht vom Berg aus und ist ganz dem Gebet hingegeben. Solange er die Hand zum Gebet erhoben hat, siegt Israel.⁵ Diese Kriegsschilderung, zu der einiges zu sagen wäre, entspricht weithin ähnlichen Darstellungen im Pentateuch.

Durch die Art der Fortführung jedoch hebt sich der Krieg gegen Amalek von anderen Kriegen der Frühzeit ab. Es heißt in Ex 17,14-16:

„Und es sprach JHWH zu Mose: Schreibe das zum *Gedächtnis* (זִכָּרוֹן) in ein Buch, und lege es in die Ohren Josuas! Denn ich will die *Erinnerung an Amalek* (אַת־זָכַר עֲמָלֵק) unter dem Himmel austilgen. Mose baute einen Altar und gab ihm den Namen «JHWH ist mein Feldzeichen». Er sagte: Die Hand an JHWHs Feldzeichen! Krieg ist zwischen JHWH und Amalek von Generation zu Generation.“

Dieser Text spricht von einer bleibenden Feindschaft zwischen Israels Gott und Amalek.⁶ Wozu soll diese fortwährende Feindschaft dienen? Was ist ihr Sinn? Zunächst gilt es festzuhalten: Amalek ist hier keine historisch greifbare Größe, sondern dient als Chiffre für den Feind, der Israel vernichten will. So wurde Amalek zum Beispiel auf das römische Reich bezogen, aber auch auf das Nazi-Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Erinnerung an die Tilgung des Gedenkens Amaleks will somit sagen: Dieser Feind darf niemals siegen. Eine Aussage, die für das Gedenken in diesen Tagen in Deutschland 80 Jahre nach der Reichpogromnacht hoch aktuell ist.

In der Ankündigung, das Gedenken Amaleks zu tilgen, steckt eine dramatische Spannung. Indem an die Tilgung des Gedenkens erinnert wird, wird der Vernichter gerade durch die Erinnerung vergegenwärtigt. Das heißt, diese Form von Erinnerung kann nur in der Weise geschehen, dass sie ein

„Nie wieder!“ in sich trägt. Sie will gerade verhindern, dass sich Geschehenes wiederholt. Die Erinnerung zielt auf Abbruch, auf Diskontinuität. „Die Tilgung des Gedächtnisses ist eine Aufgabe der Erinnerung.“ So trägt das „Immer wieder“ der Erinnerung das „Nie wieder“ des Erinnerungerten in sich. Erinnerung⁷ zielt unter den gegebenen Umständen auf Unterbrechung, zielt darauf, dass Amalek – oder Nazi-Deutschland – sich nie wieder ereignet. Diese spannungs- und verantwortungsvolle Aufgabe obliegt der jeweiligen Gegenwart. So rufen das erinnernde Gedenken und das „Nie wieder!“ des Erinnerungerten in die Verantwortung, die im konkreten Tun ihren Ausdruck sucht. Nur wenn der Ruf in die Verantwortung sich im konkreten Tun bewährt, ereignen sich „erinnern“ und „gedenken“ im vollen Sinne des Wortes.

Meine Damen und Herren, wenn dieser Studiennachmittag hierfür einen Beitrag liefert – dies ist sein Ziel – und uns alle in die Verantwortung ruft – auch dies ist sein Ziel: dann und nur dann hat sich dieser Tag gelohnt. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

- 1 J. Ebach, Erinnerung als Thema der Bibel, 1. Vortrag auf dem Evangelischen Kirchentag 2013 in Hamburg. Dokument: VJUC_004_0820.
- 2 Vgl. ähnliche Aussagen in Dtn 16,1-12 (im Zusammenhang des Wochenfestes) und in Dtn 26,11 (bei der Feier des Erntedanks).
- 3 Zu den folgenden Überlegungen, vgl. J. Ebach, Erinnerung (siehe Anm. 1); A. Tanner, Amalek. Der Feind Israels und der Feind Jahwes. Eine Studie zu den Amelakitertexten im Alten Testament, Zürich 2005.
- 4 Es fällt auf, dass der Abschnitt Dtn 25,17-19 durch die beiden Stichworte „denk daran“ (זָכוֹר) und „vergiss nicht“ (לֹא תִשְׁכַּח) gerahmt ist und zudem das „Gedenken an Amalek“ erwähnt.
- 5 „In der ersten Amalekerzählung Ex 17,8-16 sieht sich Israel genötigt, gegen Amalek zu kämpfen. Das Geschehen auf dem Schlachtfeld hat aber in der Erzählung eine untergeordnete Bedeutung. Das Hauptaugenmerk ist auf das Dreiergespann auf dem Hügel Mose, Aaron und Hur gerichtet. In der Mitte der Erzählung und auf der Erzählebene auf dem Hügel passiert das Entscheidende: Im Ausbreiten der Arme, im Ausharren, im «Gebet», im Gewaltverzicht also. Nicht Waffen und Kriegstaktik entscheiden den Ausgang des Kampfes“ (Tanner, Amalek [siehe Anm. 3], 352f.).
- 6 Dass diese Feindschaft nicht dazu ermächtigt, auf eigene Initiative einen Kampf im Namen Gottes zu führen, bringt die Gegenerzählung von Num 14,39-45 unmissverständlich zu Gehör. Die Kundschaftergeschichte Num 13f. reflektiert die Verweigerung Israels gegenüber der göttlichen Weisung und disqualifiziert Israels Kampf gegen Amalek als Akt des Ungehorsams, der die Niederlage Israels nach sich zieht.
- 7 J. Ebach, Erinnerung (siehe Anm. 1), 4.

Pogrom und deutsche Gesellschaft

Der 9. November 1938

Dietmar Süß

Polizeiakten sind manchmal von bestechender Klarheit: Als die Augsburger Kriminalpolizei im Laufe des Jahres 1962 aufgrund eines anonymen Hinweises versuchte, die Vorgänge um den 9. und 10. November 1938 aufzuklären, notierte der zuständige Beamte in seinem Bericht für die Staatsanwaltschaft den bemerkenswerten Satz: Die Feuerwehr hätte den Brand im Inneren der Synagoge schnell löschen können. „Nach polizeilichen Ermittlungen“ sei es nicht auszuschließen, dass „jüdische Elemente diesen Brand selbst verursacht“ hätten.¹

Die „jüdischen Elemente“ – so schreiben und dachten nach 1945 noch viele in den deutschen Polizeiapparaten, die sich schon seit 1933 mit der Verfolgung politischer Gegner, „jüdischer Elemente“ oder sogenannter „Zigeuner“ beschäftigt hatten. Augsburg bildete hier keine Ausnahme. Die Juden, so insinuierte der Kriminalbeamte, seien es womöglich selbst gewesen, die ihr eigenes Gotteshaus angezündet hätten – und bezog sich damit offenkundig auf eine Anzeige, die unmittelbar nach dem Brand im November 1938 bei der Polizei eingegangen war und die den Anlass geboten hatte, die jüdischen Gemeindemitglieder zu verhören.² Dies war eine boshafte Unterstellung – und der Kommissar hätte es durchaus besser wissen können. Denn in keiner der Ermittlungsakten findet sich dazu auch der kleinste Hinweis, auch im Übrigen nicht für die immer wieder kolportierte Geschichte, Gauleiter Karl Wahl hätte persönlich den Übergriffen ein Ende bereitet.

Die Berichte der jüdischen Gemeindemitglieder geben ein anderes, eindringliches Bild der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938.³ Die Synagoge war, wie viele andere jüdische Gotteshäuser in diesen Stunden, von

rund 20 bis 30 nationalsozialistischen Aktivisten überfallen worden. Tatsächlich hatte es offenkundig einen Befehl gegeben, die Augsburger Synagoge nicht anzuzünden, weil sonst womöglich ein Übergreifen der Brände auf benachbarte Wohnhäuser drohte.⁴ Doch hatte vermutlich einer aus dem Kreis des Überfallkommandos trotzdem ein Feuer gelegt, das durch die Feuerwehr dann gelöscht werden konnte. In diesem Moment war es dann auch zu ersten Plünderungen und Schändungen gekommen. Am nächsten Tag dann, am 10. November, mussten die inhaftierten Augsburger Juden die noch vorhandenen Thorarollen und Gebetsbücher bergen und unter Aufsicht der Gestapo auf einen Lastwagen laden. Sie landeten in einem Keller der Gestapo, später tauchten sie dann auf verschlungenen Wegen in Berlin zunächst bei einer Druckerei wieder auf, die die Pergamentrollen zum Verkauf anbot.⁵ Zudem wurden Urkunden und Dokumente zerstört und das Büromaterial beschlagnahmt. Unmittelbar im Anschluss des Überfalls wurden die Mehrheit der noch verbliebenden jüdischen Männer im „Katzentempel“ inhaftiert, verhört und viele von ihnen dann in das Konzentrationslager Dachau verschleppt. Auch in anderen Augsburger Stadtteilen und in ganz Schwaben war es rund um den 9. November 1938 zu Übergriffen gegen die wenigen noch verbliebenden jüdischen Geschäfte und Wohnhäuser gekommen und 319 Juden in, wie es euphemistisch hieß, „Schutzhaft“ genommen. Im Lagebericht des Regierungspräsidenten von Schwaben hieß es dazu: „Die Demonstrationen und Aktionen am 10. und 11. November gingen [...] im allgemeinen reibungslos vor sich. Fensterscheiben von Geschäften und Synagogen, zum Teil auch von Privatwohnungen der Juden gingen hierbei in Trümmer. In Memmingen wurde die Synagoge 1 Woche hindurch abgetragen und zum Teil gesprengt; hier wie anderwärts (so in Augsburg, Oettingen, Fellheim, Altenstadt) wurden die Einrichtungsgegenstände in den Synagogen verbrannt oder sonst vernichtet, zum Teil wurden, wie in Memmingen, auch die Judenwohnungen und deren Einrichtung in weitem Umfang demoliert.“⁶

Viele Berichte über die Übergriffe ähnelten denen, wie sie aus dem hessischen Bebra bereits für die Nacht vom 7. auf den 8. November überliefert

sind, noch bevor es in anderen Landesteilen zu den gewalttätigen Ausschreitungen kam. In einem Brief berichtete die Hausfrau Gerda Kappes an ihre Schwiegermutter über den Verlauf jener Nacht: „In der Nacht vom Montag auf den Dienstag waren verschiedene Fanatiker der Partei in die Judenhäuser eingedrungen, haben die Juden aus den Betten geholt und alles kurz und klein geschlagen. Alle Möbel umgekippt, Porzellan, Glas, Fensterscheiben, überhaupt alles Erreichbare umgekippt und kaputt geschlagen.⁷ Vorhänge abgerissen, Stoffe und auch zum Teil Lebensmittel umhergeworfen, elektrische Lampen und Birnen, sogar die Lichtleitung kaputt geschlagen“. Die ganze Nacht hörte sie den Klang berstender Glasscheiben, vermutlich war die halbe Stadt auf den Beinen. Gott sei Dank, dass die Wohnung der Schwiegermutter noch Heil war. Denn auch in ihrem Haus hatte ein „Jud“ gewohnt. Und der stand nun, wie Gerda berichtete, „inmitten der Trümmer“. Nichts war mehr so wie vorher: Die Fensterkreuze waren fort, Türen gab es keine mehr, „ein Bild des Entsetzens und großen Jammers. Nachmittags sind dann die Juden alle von hier weg, sie mußten wohl auch, denn sie konnten sich ja nirgends aufhalten, noch nicht einmal ein Bett war ja noch ganz.“

Was sich hier vor den Augen der Bevölkerung abspielte, geschah zeitgleich an Hunderten anderen Orten im Reich.⁸ Die „Reichskristallnacht“, wie sie von Zeitgenossen euphemistisch genannt wurde, war ein öffentlicher Pogrom⁹; ein (vorläufiger) Höhe- und Wendepunkt antisemitischer Gewalt im Deutschen Reich. Wie Gerda Kappes sahen tausende Deutsche, wie die Wohnhäuser ihrer Nachbarn und die Auslagen jüdischer Geschäfte in den Nächten zwischen dem 7. und 8. sowie dem 9. und 10. November geplündert, Synagogen in Brand gesteckt und jüdische Altenheime verwüstet wurden. Dabei gingen keineswegs nur Scheiben zu Bruch, sondern viele Juden mussten um Leib und Leben fürchten – oder beendeten es selbst.¹⁰

Der erste Impuls für die Gewalt ging wohl zunächst von unten aus – von NSDAP-Ortsgruppen und Kreisleitern, von SA, von SS und Hitlerjugend. Sie nutzten dabei das Attentat des jüdischen Jugendlichen Herschel Grynsz-

pan auf den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath in Paris am 7. November als Vorwand, um zuzuschlagen. Hitler hatte allerdings ausdrücklich seine Zustimmung zu den antijüdischen Aktionen gegeben und in München, wo sich am Abend des 9. November die NS-Spitze traf, der Polizei befohlen, seine Rollkommandos gewähren zu lassen. Goebbels hatte mit einer flammenden antisemitischen Hetzrede den Parteifunktionären das Signal zum Zuschlagen gegeben, die dann in höchster Eile zu den Telefonen liefen und ihre Interpretation der Goebbels-Rede und des Führer-Auftrages an die Parteibasis weitergaben – allein in Berlin warteten bereits rund 10.000 SA- und SS-Angehörige darauf, unterstützt von der Hitlerjugend, endlich wieder einmal rücksichtslos zuschlagen zu können.

Göring und Himmler reagierten auf die ersten Berichte mit Skepsis gegenüber dieser Form der Gewalteskalation; nicht aber, weil sie die Juden mit mehr Nachsicht behandelt sehen wollten, sondern weil es, wie Göring glaubte, zu „volkswirtschaftlich unsinnige[r] Zerstörung von Sachwerten“¹¹ komme, die beendet werden müsse. Gewalttätige Übergriffe hatte es seit der „Machtergreifung“ (und schon davor) immer wieder gegeben, in Österreich nach dem „Anschluss“ vom 12. März 1938 und dann, mit besonderer Intensität, im Mai und Juni. Insofern gab es eine Kontinuität der Gewalt gegenüber Juden. Aber Ausschreitungen und offene Verfolgung wie in den Tagen im November? Das ging selbst über das hinaus, was die Deutschland-Berichte der Sozialdemokratie ein deutsches „Dauerpogrom“¹² seit 1933 nannten. Diese Gewalt entsprach vor allem dem Bedürfnis einer breiten Masse nationalsozialistischer Funktionsträger, die sich in der „Judenpolitik“ nicht immer nur neue gesetzliche Repressionen, sondern handfesten Terror wünschten – und die Wellen der Pogrome mit ihren alltäglichen Routinen und kleinen und größeren Übergriffen stillten dieses Bedürfnis. Gerda Kappes' Brief erzählt indes nicht nur von der Eruption der Gewalt. Die Nachbarschaft wusste, was geschah: man schaute nach, sah und hörte sich um. Manchmal machten ganze Schulklassen mit. In Kassel sollen es an diesem Abend des 7. November etwa 1.000 Menschen gewesen sein, die sich die Übergriffe ansahen. In Augsburg ist die Stimme einer Zuschauerin

des Synagogenbrandes überliefert, die die Szenerie wie folgt beschrieb: „Diese Saujuden, erst schneiden sie das Telefon ab, dann zünden sie die Synagoge an, und hinterher behaupten sie, sie hätten die Feuerwehr nicht benachrichtigen können.“

Beim Italiener in München sitzend, beschlossen Goebbels und Hitler schließlich, die Ausschreitungen zu stoppen. Sie hatten ihren Zweck erfüllt. Am 10. November meldete der Rundfunk: „Reichsminister Dr. Goebbels gibt bekannt: Die berechtigte und verständliche Empörung des Deutschen Volkes über den feigen jüdischen Meuchelmord an einem deutschen Diplomaten in Paris hat sich in der vergangenen Nacht Luft verschafft. In zahlreichen Städten und Orten des Reiches wurden Vergeltungsaktionen gegen jüdische Gebäude und Geschäfte vorgenommen. Es ergeht nunmehr an die gesamte Bevölkerung die strenge Aufforderung, von allen weiteren Demonstrationen und Aktionen gegen das Judentum, gleichgültig welcher Art, sofort abzusehen.“¹³ Noch bevor diese Drohung verlesen war, hatte Goebbels die Gauleiter angewiesen, dass die Juden für alle Schäden, die an ihren Geschäften entstanden waren, selbst aufzukommen hatten – all das war erst der Anfang viel weiter gehender, sich wöchentlich radikalisierender antijüdischer Gesetzgebung, die das Leben für die deutschen Juden, das bis dahin schon äußerst schwierig geworden war, immer unerträglicher machte. Insgesamt kamen bei den Pogromen nach ersten Schätzungen des SD 36 Menschen ums Leben, 191 Synagogen waren ausgebrannt, 76 völlig unbrauchbar – und oft hatte die Feuerwehr ihren ganz eigenen Beitrag dazu geleistet, indem sie zwar die naheliegenden Gebäude vor den übergreifenden Flammen schützte, die jüdischen Gotteshäuser aber brennen ließ. 815 Geschäfte und 171 Wohnhäuser waren überfallen und geplündert worden, so eine erste Bilanz am 11. November. Schon einen Tag später war von 7 500 zerstörten jüdischen Geschäften die Rede und auch die Zahl der Todesopfer musste schnell nach oben korrigiert werden. Insgesamt muss man wohl – als direkte oder indirekte Folge der Pogrome – von etwa 1.300 bis 1.500 Todesopfern und 1.406 zerstörten Synagogen ausgehen, 30.756 jüdische Männer wurden verhaftet und in Konzentrationslager gesteckt.¹⁴

Wie *die* deutsche Bevölkerung auf die Ausschreitungen reagierte, ist nicht leicht auf eine einfache Formel zu bringen. Von einer ungeteilten Zustimmung zu den Pogromen wird man nicht sprechen können. Die sozialdemokratischen Informanten berichteten von zahlreichen Fällen, in denen sich „Arier“ über die Behandlung der Juden empört hatten; aus Bayern hieß es, „daß die breiten Bevölkerungsschichten an diesem Treiben der Nazis keinen Anteil“ gehabt hätten.¹⁵ Ähnliches war aus Berlin, Köln, Rheinland-Westfalen oder Danzig zu hören. Dort, in Danzig, hätten sich die Leute den Überfall auf die Synagoge angesehen und bisweilen auch „wuterfüllte Bemerkungen“ gemacht, seien aber insgesamt doch zu eingeschüchtert gewesen, offen gegen die Ausschreitungen zu protestieren. Bisweilen war von Scham oder Abscheu über den offenkundigen Sadismus der Parteiaktivisten die Rede.

Die Bandbreite der Reaktionen war groß und so enthielten auch die lokalen Berichte, die auf Geheiß der Gestapo Bielefeld entstanden, unterschiedliche Einschätzungen: Manche hätten trotz aller Sympathie für die „Bekämpfung des Judentums“ die brennenden Synagogen mit „eisigem Schweigen“ begleitet, wie der Bürgermeister von Bielefeld berichtete; von Unverständnis gegenüber der „Zerstörung des Volksvermögen[s]“ war die Rede. Offenbar fühlten sich viele von den Misshandlungen der Juden abgestoßen, und insbesondere Katholiken machten sich Sorgen darüber, dass Gotteshäuser offenbar keinen besonderen Schutz mehr besaßen. Bisweilen, so berichtete es der Landrat aus Höxter, habe der Anblick der verprügelten Juden die Menschen erschüttert und die Meinung vertreten lassen, dass eine solche Gewalt mit der „deutschen Würde“ unvereinbar sei. Doch es gab auch andere Stimmen, die davon berichteten, wie zustimmend die lokale Öffentlichkeit die Pogrome aufgenommen habe – eine „wahre Befriedigung“, wie der Bürgermeister von Detmold die Reaktion der Stadt zusammenfasste.¹⁶

Tatsächlich deuten auch die internen Berichte des NS-Regimes an, dass schon das „ruhige“ Verhalten der Bevölkerung als Zustimmung galt. Inso-

fern spiegelte sich in den Einschätzungen auch immer ein spezifischer Erwartungshorizont des Regimes selbst. Schließlich fühlten sich die parteiamtlichen Repräsentanten dafür verantwortlich, die Lage im „Griff“ zu haben. Die Kritik richtete sich zumeist auf die Zerstörung des Eigentums und darauf, dass die Gewalt durch staatliche Stellen wie die Polizei legitimiert gewesen sei. Die Politik der kalten Ausgrenzung auf dem Gesetzes- und Verordnungswege traf dagegen auf breite Zustimmung. Selten waren solche kirchlichen Stimmen wie die des Berliner Domprobsts Bernhard Lichtenberg, der bereits am Abend des 9. November für Juden und „nichtarische“ Christen seine Pforten öffnete, oder die des evangelischen Pfarrers Heinrich Grüber, der am 12. November seinem Reichsbischof Friedrich von Bodelschwingh schrieb: „Wir müssen die Gesetze des Staates beachten, aber diese können uns nicht dazu bringen, die Pflichten der Nächstenliebe außer acht zu lassen.“¹⁷ Aus Augsburg liegen uns, soweit ich sehe, solche Stimmen nicht vor.

Dass das Regime Schweigen schon als Zustimmung wertete, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gruppe derer, die sich an den Ausschreitungen beteiligten, größer war als lange vermutet. Das gilt nicht nur für SA und SS; es gilt auch für neugierige Gaffer, für Nachbarn und „Geschäftsfreunde“, die die Gelegenheit nutzten, alte Rechnungen zu begleichen, oder geschiedene Männer, die sich an den jüdischen Anwälten ihrer Frauen rächten. Vielfach waren insbesondere junge Leute – mobilisiert durch die Hitler-Jugend – mit dabei, wenn es in den Nächten darum ging, Geschäfte zu plündern und Juden zu demütigen. Antisemitische Stimmungen und die Lust auf Gewalt ließen dann ein besonders gefährliches Gebräu entstehen. Zwar waren Plünderungen verboten, aber selten waren sie nicht. Sie geschahen in Dörfern ebenso wie auf dem Ku’damm in Berlin. Plünderer und Schläger konnten, sofern sie überhaupt erwischt wurden, mit milden Strafen oder Freisprüchen rechnen. Auch wenn manche Deutsche bei den üblen Szenen der Verfolgung hilflos wegschauten, so gab es doch auch viele Fälle, in denen das Publikum erst einen angemessenen Resonanzboden für die Gewalt schuf.

Die Pogrome bildeten den Auftakt zu einer Welle von Enteignungen. Nach der rohen Gewalt der Nächte setzte nun die kalte Bürokratie der Finanzbehörden ihr administratives Räderwerk in Gang, nicht so offen sichtbar, aber doch mit erheblicher Effizienz und Unnachgiebigkeit. Auf der einen Seite schien die antisemitische Politik bis 1938 mit ihrem Ziel weitgehender alltäglicher Einschränkungen und umfassender „Arisierung“ jüdischer Betriebe deutsche Juden erfolgreich zur Auswanderung zu drängen. Gleichzeitig jedoch mussten die NS-Behörden erkennen, dass gerade die finanziell schwächeren Juden kaum eine Chance hatten, das Land zu verlassen, weil auch potentielle Aufnahmeländer diese Gruppen vielfach nicht haben wollten.

So hatten die Finanzbehörden beispielsweise die Aufgabe, solche Gegenstände in Verwahrung zu nehmen, die während der Pogrome „abhanden gekommen“ waren und deren Besitzer „nicht mehr festzustellen“ seien.¹⁸ Die Finanzbehörden sollten die Gegenstände schätzen, den Fundort notieren und die Objekte sicher verwahren; nicht etwa bis der Besitzer ausfindig gemacht werden konnte, sondern bis über die weitere Verwendung entschieden war. Das hieß: Wertgegenstände wie Perlen oder Edelsteine gingen an die Pfandleihbüros, jüdische Wertpapiere an die Devisenstellen. Bis Anfang 1938 waren deutsche Juden von zahlreichen Sondergesetzen betroffen. Auch die Reichsfluchtsteuer schikanierte die Juden mit immer neuen Zumutungen, sodass der letzte Ausweg, die Ausreise, immer auch gleichbedeutend mit immensem Vermögensverlust war. Der deutsche Fiskus bereicherte sich nach Kräften an jüdischem Besitz, an Briefmarkensammlungen und Tafelsilber, an Schmuck und Kunst. Zahlreiche Deutsche hatten schon bis zu diesem Zeitpunkt ein gutes Geschäft mit dem jüdischen Elend gemacht und sich – auf verschiedenen Wegen – die schwache rechtliche Position und die alltäglichen Zumutungen zu Nutzen gemacht, um sich an „Arisierungsgeschäften“ eine goldene Nase zu verdienen. Tatsächlich prägte das Verhalten vieler Deutscher genau das: ein vom NS-Staat ermöglichter Imperativ des „Bereichert Euch“.¹⁹ Für Augsburg hat dies Maren Janetzko bereits in Teilen untersucht und dabei auch auf die besondere Rolle der In-

dustrie- und Handelskammer verwiesen, hier liegt nach wie vor noch viel im Dunkeln.²⁰ Jenseits der nationalsozialistischen Gesetzgebung beteiligten sich verschiedene Gruppen am Verdrängungskampf gegen die Juden – und oft war es eine Mischung aus Antisemitismus und Profitgier, für die die „Machtergreifung“ die Schleusen geöffnet hatte. Jetzt konnten „deutsche“ Unternehmen ihre Konkurrenten als „jüdisch“ denunzieren und vor dem Kauf von Produkten wie „Nivea“ warnen.

Bis 1938 waren bereits rund 80 Prozent der jüdischen Geschäfte entweder geschlossen oder ihre Besitzer geflohen und die Unternehmen in die neuen Hände „arischer“ Besitzer übergegangen. Wer bis dahin noch Schulden bei seinem jüdischen Geschäftspartner hatte, konnte jetzt getrost die ausstehenden Schuldscheine zerreißen, wusste er doch, dass er sich kaum Sorgen darüber machen musste, von seinen jüdischen Gläubigern noch belangt werden zu können. Besonders eifrig waren neben den Parteikadern der Mittelstand, Beamte und Angestellte, wobei der soziale Druck in Kleinstädten offenkundig deutlich massiver ausfiel als in Großstädten, in denen die nachbarschaftliche Überwachung geringer ausgeprägt war.

Die Novemberpogrome hatten das jüdische Eigentum, so wird man sagen müssen, endgültig zur volksgemeinschaftlichen Verfügungsmasse erklärt. Je länger das Dritte Reich währte und je mehr es bei den Juden ganz konkret zu holen gab, desto umfassender stieg die Bereitschaft, bis 1933 gültige normative Grundregeln über Bord zu werfen und sich als Teil jener moralischen Wertegemeinschaft zu empfinden, in der Recht und richtig war, was den „Volksgenossinnen und Volksgenossen“ nützte. Dazu zählte die „ehrbare“ Augsburger Stadtgesellschaft die schwäbischen Juden nicht.

Die Täter dieser Nächte mussten nach 1945 nur selten mit längeren Strafen rechnen, obwohl nach 1945 durchaus gegen die Beteiligten ermittelt wurde. Insgesamt wurden etwa 7.000 Deutsche in etwa 1.200 Prozessen wegen ihrer Beteiligung an den Novemberpogromen angeklagt.²¹ Die Zahl der Verurteilten jedoch war deutlich kleiner, weil vielfach die Beweise nicht

ausreichten, sich die Tatbeteiligten gegenseitig schützten oder solche Personen beschuldigten, die im Krieg gestorben waren. Von allen antisemitischen Verbrechen gehörten die Novemberpogrome zu denjenigen, die, wenn man dieses Wort benutzen will, am intensivsten von den Strafbehörden verfolgt wurden. Gleichwohl landeten viele der Tatbeteiligten, allen voran jugendliche Beteiligte aus dem Umfeld der Hitler-Jugend in der Regel nicht vor Gericht, weil sich die Staatsanwaltschaften auf die örtlichen NS-Funktionäre konzentrierten. Falls es zur Anklage kam, geschah dies häufig wegen Mordes oder Körperverletzung, bisweilen auch wegen Landfriedensbruchs. Nur in Ausnahmefällen kam es zu Anklagen wegen Plünderungen, obwohl hieran ein besonders breiter Personenkreis beteiligt war. Lange hat sich wegen der niedrigen Zahlen an tatsächlich Verurteilten deshalb auch die Mär in Deutschland gehalten, es seien auch nur sehr wenige Tatbeteiligte an den Übergriffen und Ausschreitungen beteiligt gewesen. Das aber ist ein Irrtum. Für die Verfahren kam als besonderes Problem hinzu, dass sich viele der Täter darauf beriefen, die Übergriffe seien ein quasi offizieller-staatlicher Akt gewesen – und so ganz falsch lagen sie damit nicht. Aber in diesem Fall ging es vor allem darum, auf Straffreiheit zu plädieren. Die Quellen für die Verfolgung und damit die Grundlagen der Anklage waren ein weiteres Problem. Ähnlich wie im Augsburger Fall waren es die Polizeibehörden, manchmal sogar die Ermittlungsprotokolle der Gestapo, auf die sich die Staatsanwaltschaften verlassen mussten oder wollten. Oder eben mündliche Zeugenaussagen. Es war also immer auch ein Kampf um Glaubwürdigkeit, der vor Gericht ausgetragen wurde, und das sollte sich nicht immer als Vorteil für die Verfolgung antisemitischer Übergriffe darstellen – um es sehr vorsichtig zu formulieren. Vielfach waren es jedenfalls die jüdischen Gemeinden selbst, die an ihre Opfer der Novemberpogrome erinnerten und ihre Überlebensgeschichten erzählten, oft mit unterstützt durch die 1948 gegründeten Gruppen der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, die 1958 eine erste größere Gedenkveranstaltung in Augsburg unter Beteiligung des Oberbürgermeisters organisierte.²²

Drei Jahre später, am 19. November 1961, ging bei der Augsburger Kriminalpolizei eine anonyme Anzeige ein. In ihr hier es: „Will nur mitteilen, daß die Synagoge in Augsburg 1938, ein gewisser Wilhelm Schwarzkopf, ehm. Angestellter bei der Reg.-v. schwaben angezündet hat“.²³ Der Beschuldigte, 1903 in Augsburg geboren, NSDAP-Parteimitglied seit 1930, seit 1931 Untersturmführer der allgemeinen SS und dann ab 1939 bis Kriegsende bei der Waffen-SS, war bei Kriegsende in die Gruppe der Belasteten eingestuft worden. Die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft verliefen aber im Sande, und weil sie nicht herausfand, wer die anonyme Anzeige gemacht hatte, die noch überlebenden jüdischen Zeitzeugen ebenfalls nicht weiterhelfen konnten, verzichtete man gleich gänzlich auf eine Vernehmung. Zuvor hatte die Polizei auf dem Amtsweg bei den Münchner Kollegen um Mithilfe gebeten und sich auch beim Landesamt für Verfassungsschutz und der gerade erst gegründeten Zentralen Stelle in Ludwigsburg erkundigt. Fehlanzeige. Am 6. Juli 1962 fiel der Aktendeckel zu. Und die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Augsburg notierte: Weil durch den Brand kein Mensch ums Leben gekommen war, weil auch keine Löschgerätschaften entfernt oder unbrauchbar gemacht worden seien und weil keine Anhaltspunkte dafür vorlägen, daß die Brandstiftung zur Vorbereitung eines Mordes, eines Raubes oder eines Aufruhrs dienen sollte, „sei lediglich der Tatbestand des § 306StGB erfüllt“. Paragraph 306 StGB hieß: Einfache Brandstiftung. Und die war mit dem 8.5.1960 verjährt. So endete die juristische Aufarbeitung, bevor sie eigentlich begonnen hatte.

- 1 Polizeidirektion, Kriminalpolizei, an die Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Augsburg, vom 7.6.1962, Staatsarchiv Augsburg, Staatsanwaltschaft Augsburg, 7, JS 240/62.
- 2 Bericht von Albert Dann, zit. in Auszügen bei: Gernot Römer, *Der Leidensweg der Juden in Schwaben*, Augsburg 1983, S. 36.
- 3 Vgl. u.a. die Berichte in: Gernot Römer, *Der Leidensweg der Juden in Schwaben*, Augsburg 1983, S. 31-41. Auch Irmgard Hirsch-Erlund/Gernot Römer (Hrsg.): *Irmgard. Eine jüdische Kindheit in Bayern und eine Vertreibung*, Augsburg 1999, S. 108-115.
- 4 Zu den Vorgängen vgl. Herbert Immenkötter, Zur sog. Reichskristallnacht in Augsburg, in: Johannes Burkhardt/Thomas Max Safley/Sabine Ullman (Hrsg.), *Geschichte in Räumen: Festschrift für Rolf Kießling zum 65. Geburtstag*. Konstanz, S. 13-21, hier bes. 14ff.
- 5 Baruch Z. Ophir/Falk Wiesemann, *Die jüdischen Gemeinden in Bayern 1918-1945*, München/Wien 1979, S. 458.
- 6 Lagebericht des Regierungspräsidenten von Schwaben vom 7.12.1938, zit. nach: Römer, *Leidensweg*, S. 120.
- 7 Gerda Kappes berichtet ihrer Schwiegermutter [Clara Kappes] von den Pogromen in Bebra am 7. und 9. November 1938, in: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945*, Bd. 2. Bearbeitet von Susanne Heim, München 2009, Dokument 123, S. 359–362. Folgendes basiert auf: Dietmar Süß, *Ein Volk, ein Reich, ein Führer*. Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich, München 2017, S. 153-162.
- 8 Vgl. dazu u.a. auch Hans-Jürgen Döscher, „Reichskristallnacht“. Die Novemberpogrome 1938. München 2000.
- 9 Vgl. dazu ausführlich: Michael Wildt, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939*. Hamburg 2007, S. 301-351.
- 10 Vgl. Bericht des Polizeipräsidenten in Wien vom 12.11.1938, (http://www.doew.at/cms/download/a1c2/22684_bericht_12_11_1938.pdf, 1.07.2019).
- 11 Zitiert nach: Raphael Gross, *November 1938. Die Katastrophe vor der Katastrophe*, München 2013, S. 47.
- 12 Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Hrsg.), *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1945*, Salzhausen 1980, November 1938, S. 1181.
- 13 Zitiert nach: Gross, *November 1938*, S. 62f.
- 14 Zahlenangaben nach: ebd., S. 44f.
- 15 Sopade-Berichte, November 1938, S. 1206.

- 16 Zitate nach: Alan Steinweis, *Kristallnacht 1938. Ein deutscher Pogrom*, Stuttgart 2011, S. 124-126.
- 17 Gross, November 1938, S. 80.
- 18 Folgendes nach: Christiane Kuller, *Finanzverwaltung und Judenverfolgung. Die Entziehung jüdischen Vermögens in Bayern während der NS-Zeit*, München 2008, S. 105.
- 19 Nach: Frank Bajohr, *Verfolgung aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden und die deutsche Gesellschaft*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), S. 629–652, hier S. 652; folgendes nach: ebd.
- 20 Maren Janetzko, *Die „Arisierung“ mittelständischer jüdischer Unternehmen in Bayern 1933–1939. Ein interregionaler Vergleich*, Ansbach 2012.
- 21 Zahlenangaben nach Steinweis, *Kristallnacht*, S. 152.
- 22 Schwäbisches Tagblatt vom 7. November 1958: „Gedenken an die Kristallnacht“.
- 23 Schreiben an die Kriminalpolizei Augsburg, eingegangen am 19. November 1961, Staatsarchiv Augsburg, Staatsanwaltschaft Augsburg, 7, JS 240/62.

Jüdisches Leben vor und nach der Schoa – Einblicke

„Leben in zwei Welten“

Das Schicksal einer jüdischen Familie

Marita Krauss und Erich Kasberger

Meine Damen und Herren,
meine erste Begegnung mit der Biografie von Dr. Else Behrend-Rosenfeld geht auf das Jahr 1985 zurück. Ich war Geschichtslehrer am Michaeli-Gymnasium in München Berg am Laim. Mir waren ihre Tagebuchaufzeichnungen in die Hände gekommen, in denen sie beschrieb, dass es in München Berg am Laim, in Blicknähe zum Gymnasium, im ehemaligen Nordflügel des Klosters der Barmherzigen Schwestern, ein jüdisches Sammellager für 350 Personen gegeben habe, in dem sie als Wirtschaftsleiterin arbeitete. Von hier seien zwischen 1941 und 1943 fast 500 Juden deportiert worden, schikaniert von Arisierungsstelle und Gestapo. Sie selbst sei der Deportation im letzten Augenblick entgangen und von hier aus in die Illegalität geflohen.

Sie können sich vorstellen, dass man als engagierter Lehrer an dieser Stelle das Unterrichtsbuch zuklappt. Ich wollte mit meiner Klasse „erforschen“, ob das denn alles stimme. Ich holte mir vom damals wirklich sehr bürokratischen Schulleiter die Genehmigung, für sechs Wochen keinen regulären Geschichtsunterricht zu machen, sondern im Rahmen eines Unterrichtsprojektes eine Dokumentation zu erstellen – und das haben wir getan.

Auf diese Vorgeschichte folgte eine Rezeptionsgeschichte: Bis dahin hatte im Stadtviertel niemand die NS-Zeit zur Kenntnis genommen, doch das änderte sich. Auf unseren Antrag hin errichtete die Stadt München 1987 ein Mahnmal beim ehemaligen Internierungslager. Seit über 30 Jahren gibt es nun dort in den Räumen der Barmherzigen Schwestern Gedenkveranstaltungen mit Vorträgen, Musik und einem Lichtergang zum Mahnmal. Diese

Aktionen brachten auch die Erinnerungskultur in München in Bewegung, das Stadtarchiv begann nachhaltig, die Geschichte der Münchner Juden aufzuarbeiten.

Wenn man sich auf diese ungewöhnlichen Tagebuchaufzeichnungen von Else Rosenfeld einlässt, tritt man mit der schreibenden Person in innere und äußere Dialoge, man forscht, fragt, versucht zu verstehen, steht tief beeindruckt vor der steten Zuversicht, dem Mut dieser Frau und ihrer Kraft zur Versöhnung. Das erging auch meiner Frau Marita Krauss so, die in die Forschung zur Familie Rosenfeld einstieg. – Wir sind heute noch befreundet mit der Tochter Else Rosenfelds; Hanna Cooper lebt als Siebenundneunzigjährige in Birmingham. Von ihr erhielten wir die Originaltonbänder der BBC einer 23teiligen, je zwanzigminütigen Sendereihe, in der Else Rosenfeld aus ihrem Leben berichtete, und schließlich über 200 Briefe, die Else an ihre Studienfreundin Eva Schmidt aus Internierung und Untergrund geschrieben hatte. Auch diese Quellen konnten wir in die Lesung und die kommentierte Ausgabe von Elses und Siegfrieds Tagebuchaufzeichnungen einbringen, die 2011 erschienen.

Noch einige Worte zur Biografie Else Behrend-Rosenfelds und ihrer Familie, weil es zum Verständnis des Lesetextes beiträgt. Else Rosenfeld, promovierte Historikerin, lebte mit ihrem Mann, dem jüdischen Juristen Dr. Siegfried Rosenfeld, und mit ihren Kindern zunächst in Berlin, wo sich Siegfried Rosenfeld in den zwanziger Jahren als preußischer Abgeordneter und Ministerialdirektor im Justizministerium mit den immer mächtiger auftrumpfenden Nationalsozialisten herumschlug. Else, nach NS-Regeln „Halbjüdin“, trat erst später zum Judentum über. Sie betreute als Gefängnisfürsorgerin in diesen Jahren die Ärmsten der Armen. Nach Siegfrieds Zwangspensionierung 1932, nach Verhaftungen von Freunden und Kollegen zogen die Rosenfelds nach Bayern, weil sie Schutz im Rückzug suchten. In Icking im Isartal fand die Familie ein relativ sicheres Umfeld, zumal der Bürgermeister die Juden in seiner Gemeinde schützte. Die Pogromnacht 1938 überstanden sie in München. Die Kinder entkamen nach England und

Argentinien, ein Visum ermöglichte Siegfried Rosenfeld wenige Tage vor Kriegsausbruch, Ende August 1939, die Emigration nach England. Seine Frau musste er allein zurücklassen, sie erhielt kein Visum mehr. So trennten sich die Wege dieses Paares, das eng aufeinander bezogen gelebt hatte. Sie stellte sich der Israelitischen Kultusgemeinde als Helferin zur Verfügung. Wer die Jahre der Verfolgung während der Zeit des Nationalsozialismus durchlebt hat – das Überleben war nur mit einem Dutzend Helfern möglich, die Else im Kreise ihrer früheren Studienkolleginnen und der Sozialdemokratie fand, mit gefälschten Ausweisen, in ständiger Bedrohung – und wer dann von sich sagt, er sei immer ohne Furcht gewesen, dem begegnen wir mit Achtung und Bewunderung. Wer ohne Furcht ist, hat Mut. Da reicht der heutige Wortsinn von Mut im Sinne von Mutprobe nicht aus. Mut sei das „umfassendste Wort für das innere Leben“, für Denkkraft und Empathie, Gefühl und Tatkraft, Vertrauen und Selbstvergewisserung, der „helle muat“, wie es im Mittelalter hieß. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sagte: „Die Demokratie ist die Staatsform der Mutigen“. Wie sehr erst bedurfte es – unter anderen Vorzeichen – des Mutes in Zeiten der Diktatur!

„Ich war immer ohne Furcht.“

Das Leben der Else Behrend Rosenfeld 1933-1946.

Eine Lesung von Marita Krauss und Erich Kasberger

Sprecher 1: Im Mai 1933 klopften in Berlin zwei SA-Männer bei Rosenfelds an. Else war allein zuhause und die beiden jungen Männer versuchten, sie einzuschüchtern: Die SPD sei verboten, sie habe dieser Partei angehört; nun solle sie Beiträge zur NSDAP bezahlen.

Sprecher 2: Ich sagte: „Danke schön, aber ich mache das nicht. Ich gehöre nicht zu ihrer Partei.“ Sie schauten verdutzt, sonst nichts. Ich denke, sie wollten mich beeindrucken. Ich drückte sie ein wenig zur Tür hinaus und sie ließen es widerstandslos geschehen. Sie hätten eine ganze Menge anstellen können, denn sie waren bewaffnet. Ich bin ziemlich sicher, dass sie

vorher schon an etlichen anderen Türen angeklopft hatten und die Leute so erschrocken waren, dass sie zahlten. Ich war immer ohne Furcht, das mag seltsam klingen. Ich weiß nicht warum. Ich hatte nie vor irgendeinem Menschen Angst.

Der Disput mit diesen jungen SA-Leuten bot einen Vorgeschmack auf viele gleichartige Konfrontationen der folgenden Jahre, in denen sich Opfer und Täter, Jüdin und Nationalsozialist gegenüberstanden. Elses Furchtlosigkeit und ihre tiefe Empörung gegenüber Ungerechtigkeit waren dabei ihre stärksten Waffen. Und sie sah die „ganz gewöhnlichen Deutschen“ auf ihrer Seite. Auch der Ickinger Bürgermeister Pischeltrieder half der Familie.

Dann kam der 10. November 1938! Völlig ahnungslos waren wir am Morgen aufgestanden. Wir wollten uns gerade zum Frühstück setzen – wir waren wieder zu viert, Peter und Hanna hatten wir Anfang September infolge der Kriegsgerüchte und unserer geplanten Auswanderung von Groß-Breesen kommen lassen –, als es klingelte. Unser guter Bürgermeister stand draußen, schwitzend vor Verlegenheit: „Die Kreisleitung der Partei hat mich angerufen und beauftragt, Ihnen zu sagen, Sie müssten innerhalb von drei Stunden von hier fort.“ Wir beide standen wie versteinert. Ich fasste mich zuerst. „Aber wo sollen wir hin?“ fragte ich ratlos. „Das weiß ich auch nicht“, sagte er hilflos, „ich hoffe, es ist nur für kurze Zeit...Nehmen’s halt nur das mit, was S’ für a paar Tag’ brauchen.“...

Wir waren übereingekommen, nach München zu fahren. In einem solchen Fall erschien uns die Großstadt sicherer als irgendein kleiner Ort. ... Nicht weit vom Hauptbahnhof fielen uns Läden mit zertrümmerten Schaufenstern auf. Zuerst achteten wir ihrer nicht besonders, aber dann entdeckten wir, dass es lauter jüdische Geschäfte waren. Mich fröstelte, obwohl es ein strahlend warmer Tag war, gar nicht der Jahreszeit entsprechend, eher einem schönen Herbsttag gleichend.... An jedem Geschäft der Stadt (mit ganz geringen Ausnahmen) prangten große Schilder: „Juden ist der Zutritt verboten!“, von sämtlichen öffentlichen Gebäuden, Cafés und Lokalen gar nicht

zu reden.- Ohne weiteres konnte ich jede jüdische Frau, jedes jüdische Mädchen erkennen ... an dem geradezu steinernen Gesichtsausdruck, den jede wie eine Maske trug, an den starr blickenden Augen, die keinen Menschen ansahen, sondern durch alle hindurchzusehen schienen.

Der Münchner Beobachter, Beiblatt des Völkischen Beobachters, schreibt am 11. November 1938: „Das hat der 10. November in München wie im ganzen Reich klar erkennen lassen! Eine ausgebrannte Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße, eingeworfene Schaufenster in zahlreichen jüdischen Geschäften der Neuhauser-, Wein- und Theatinerstraße, im Tal, Rosenthal, am Stachus und Lenbachplatz – um nur einige zu nennen – sowie eine große Zahl von in Schutzhaft genommener Juden sind zunächst nur ein kleiner Denkkettel, durch den sich der geradezu bewundernswerte Langmut des deutschen Volkes einmal Luft gemacht hat.“

An Dr. Eva Schmidt und Dr. Hanna Schadenwald. 3. Dezember 1938.

Ihr Lieben, Guten, diese Zeilen sind wieder für Dich, meine liebste Hanna und ebenso für Dich, liebe gute Eva, bestimmt. Habt ewigen Dank für Eure Briefe, Ihr könnt nicht ahnen, was jede Zeile von Euch für mich, für uns, heute bedeutet! Ich wate buchstäblich in einer Flut von Elend, und nur wenig Hilfe ist möglich! ... Trotzdem sollt Ihr wissen, dass wir den Mut nicht verlieren, dass wir viel Liebe erfahren, die uns hilft, dass wir fest entschlossen sind, alles Negative an Gedanken und Gefühlen nicht bis zu uns kommen zu lassen, dass wir Euch lieben und segnen und froh sind, um Euch zu wissen und von Euch zu hören! Bitte, bitte schreibt bald wieder! Wir grüßen Euch alle, alle innigst! Die Kinder sind ein ganz großer Trost.

Immer Eure Else

In Milbertshofen war 1941 das erste Münchner jüdische Getto entstanden. 1.000 Menschen wurden dort interniert. Else musste im Juni Icking verlassen. Ihr wurde eine Arbeit in der Flachsröste in Lohhof bei München zugewiesen. Ende Juli bot ihr die Israelitische Kultusgemeinde an, Wirtschaftsleiterin im zweiten Münchner Getto, der „Heimanlage für Juden Berg am

Laim“; zu werden, das im Kloster der Barmherzigen Schwestern eingerichtet wurde. Die Arisierungsstelle, ähnlich gefürchtet wie die Gestapo, hatte die Einquartierung für bis zu 350 Juden gegenüber dem Ordinariat durchgesetzt. Von hier aus mussten die Juden zur Zwangsarbeit in Münchner Firmen gehen. Die Arisierungsstelle überwachte alle Abläufe im Lager. Eines Tages meldete Sturmführer Franz Mugler, zuständig für Entmietungaktionen und Lagerkontrollen, seinen Besuch an.

Sehr bald nach dem Einzug erschien der Obersturmführer Mugler mit dem Regierungsrat Schroth zur Revision. Besonderes Interesse zeigten sie für die neueingerichtete Krankenstube und für das Kinderzimmer... Sie beanstandeten nichts, und schon glaubte ich die Revision wieder einmal glücklich zu Ende, als auf dem Wege zum Tor aus dem Auto die Freundin des Obersturmführers ihm entgegenrief, sie habe eine Heiminsassin mit dem Judenstern in die Kirche gehen sehen, ob das denn erlaubt sei. Ich wandte ein, dass wir auch katholische Heiminsassen hätten, die häufiger die Kirche besuchten. Aber schon drehte sich der Obersturmführer um und schritt der Kirche zu. Böses ahnend, folgte ich ihm und dem Regierungsrat. In der Kirche befanden sich zwei Frauen, eine Heiminsassin und eine Fremde, in ihr Gespräch so vertieft, dass sie erst aufsahen, als der Obersturmführer dicht vor ihnen stand. Außer sich vor Wut – er vermutete ein illegales Treffen – hatte der Sturmführer die Hand erhoben, und schon trafen harte Schläge das Gesicht der armen alten Frau Stern. Zuerst stand ich wie gelähmt, dann aber warf ich mich, ohne die etwaigen Folgen zu bedenken, zwischen die beiden.

Der Obersturmführer hielt einen Augenblick inne, schon glaubte ich, nun werde er auch auf mich einschlagen, ein so böser Blick traf mich, aber das geschah nicht. „Sie schicken mir die Frau morgen früh in die Widenmayerstraße“, keuchte er, „so leicht soll sie nicht davonkommen“. „Das wird leider nicht möglich sein“, entgegnete ich. „Frau Stern ist zur Deportation am Dienstag früh eingeteilt und darf das Heim nicht mehr verlassen.“ Beide Frauen waren verschwunden. „So, so, sie wird deportiert“, murmelte der

Obersturmführer, diese Aussicht schien ihn sichtlich zu beruhigen...und nun ging er wirklich zu seinem Auto, gefolgt von dem stummen Regierungsrat. Das Auto setzte sich in Bewegung, erleichtert atmete ich auf. Ich traf Frau Stern weinend, mit entsetzlich geschwellenem Gesicht. Ich brachte sie ins Arztzimmer und veranlasste die Krankenschwester, ihr kühle Umschläge zu machen, aber noch lange nachher zitterten mir alle Glieder von der Aufregung.

An Ostern 1942 folgte auf die erste Deportation von 1000 Münchner Juden im November 1941 eine weitere große Deportation aus München. Und die Heimleitung stand mit auf der Deportationsliste.

Berg am Laim, am 29. März 42. Meine liebe, gute Eva, nun ist es so weit, eben bekam ich die Mitteilung, daß ich fort muß. Viele, viele von uns werden zusammen gehen. Näheres über Ziel und Zeit der Abreise ist uns nicht bekannt. Ich bin völlig ruhig und guten Mutes und fest entschlossen durchzuhalten. Ich kann nur sehr wenig mitnehmen. Grüße mir Hanna und Kurt und die Kinder, ich kann ihnen nicht mehr schreiben. Dir, du Liebe, alles, alles Gute, ich weiß, du bist mir immer nah, wo ich auch sein werde, und das bin ich froh! Leb wohl, und sei innig umarmt und begrüßt! Deine E.

Else hatte viele Stufen des Abschieds hinter sich, als sie an diesem Karfreitag, dem 3. April 1942, in Milbertshofen auf dem Appellplatz stand. In der letzten Nacht in Berg am Laim, am 1. April, bezog sie sich noch einmal ganz auf Siegfried und die Kinder.

Mit jedem weiteren Jahr der Trennung hatten sich die Räume, die sich zwischen uns schoben, weiter und weiter ausgedehnt, jetzt schienen sie ins Unendliche wachsen zu wollen. Noch nie zuvor hatten mich Trennungsschmerz und Sehnsucht so stark überfallen wie in dieser Nacht; lange, lange musste ich mit mir ringen, um ihrer einigermaßen Herr zu werden.

Nach Gepäckkontrolle und Leibesvisitation kommen für Else zwei Nächte auf einem schmutzigen Strohsack in einer Baracke für 50 Frauen. Am dritten Tag, Karfreitag, hält die Gestapo Probeappell ab, eine Übung für den Marsch in den Tod.

Pünktlich um halb vier Uhr standen die rund achthundert Menschen mit ihren Sachen auf dem großen Platz... Nicht weit von uns sah ich die Parteien bei der Verwaltungsbaracke stehen: den Hauptsturmführer Wegner, den Obersturmführer Mugler, den Regierungsrat Schrott und einige andere, die ich nicht kannte. Lachend und plaudernd standen sie da, auf ein Schauspiel hoffend, das ihren Sadismus befriedigen würde.

Da wird sie gerufen: Sie soll nicht mit deportiert werden, der Direktor der Kultusgemeinde, Karl Stahl, hat sie freibekommen. Doch es greift die Bürokratie des Entsetzlichen: Damit die Zahl der zu Deportierenden auf den Transportpapieren wieder stimmt, wird ein Ersatzmann mitgenommen.- Für Else wie für die Weggehenden ist ihr Zurückbleiben ein tiefer Schmerz: Der Abschied in den Tod wird vorweggenommen und macht die Endgültigkeit der Trennung sichtbar.

Ostersonntag! ‚Auferstehungstag!‘ War es nicht etwas wie eine Auferstehung, die ich selbst erfuhr?! Hatte ich nicht wirklich mit allem, was mir sonst lieb und teuer gewesen war, abgeschlossen, um mit den Gefährten in den Abgrund zu steigen, der Deportation heißt?! Warum war ich plötzlich zurückgeholt worden, da mein Fuß schon den ersten Schritt in die Tiefe tun wollte? Bedeutete das nicht Auftrag und Verpflichtung in einem besonderen Maße? Ja, ich war sicher, daß es das heißen sollte, und ich war gewillt, diese Verpflichtung zu erfüllen, so gut, wie ich es mit meinen Kräften nur irgend konnte.

Die Freundinnen Tilla Kratz, Lehrerin in Icking, und Magdalena Schwarz, jüdische Ärztin für das Internierungslager Berg am Laim, raten Else dringend unterzutauchen, und zwar nicht in Bayern, sondern in Berlin: In der

anonymen Großstadt finden während des Krieges rund 5.000 Juden Unterschlupf, etwa die Hälfte der jüdischen Menschen, die im ganzen Reich den Weg in die Illegalität gehen. Elses Freundin Tilla Kratz fährt nach Berlin und kann Elses „arischen“ Schwager Georg Fischer und ihre Schwester Eva überreden, Else aufzunehmen: Ohne schützenden falschen Ausweis wagt Else Mitte 1942 den Sprung in die Illegalität. Als sie im Waschraum des Münchner Hauptbahnhofs ihren Judenstern abnimmt, ist dies mehr als eine für die Fahrt nach Berlin notwendige Aktion, es ist ein symbolischer Akt.

Ich spürte eine erstaunliche Gewissheit in mir, dass ich alle etwa auftauchenden Schwierigkeiten überwinden würde. Jetzt war die Abfahrtszeit gekommen, unser Abteil war voll, es hatte sich nirgends ein bekanntes Gesicht gezeigt. Der Mann mit der roten Mütze hob die Signalscheibe, langsam setzte unser Zug sich in Bewegung. Noch war keine Kontrolle gewesen, aber ich wusste, selbst wenn sie kam, würde ich mich ihr gewachsen zeigen.

Das Wagnis ist enorm: Else besitzt zwar eine gültige Fahrkarte, die ihr die Freundinnen besorgt haben, aber keine Papiere. Eine Entdeckung hätte wohl den Tod bedeutet. Doch sie kommt durch. In Berlin geht sie in der Dunkelheit zu Fuß zum Haus ihrer Schwester. Einige Monate lebt sie dort in relativer Sicherheit. Doch Anfang November erträgt Elses Schwager Georg Fischer die nervliche Belastung nicht mehr: Else muss fort, und zwar umgehend. Zwei Freundinnen in Berlin helfen ihr zu einer neuen Unterkunft bei Hans Kollmorgen, in Elses Tagebuch „Onkel Karl“ genannt. Dieser großartige Berliner, Inhaber eines Rüstungsbetriebs, nimmt Else sofort bei sich auf, obwohl er sie vorher nie gesehen hat. Er sei ein alter Mann und nehme die Risiken gerne auf sich, erklärt er ihr.

Berlin war sehr gefährlich zu dieser Zeit, gab es doch ständig Bombenangriffe. Wir, die Illegalen, waren gezwungen, in unsere Verstecke zu gehen, denn niemand durfte in der Wohnung bleiben. Auch die Türen mussten offenbleiben, so dass der Hausmeister überprüfen konnte, ob sich irgendjemand versteckt hielt oder etwas nicht in Ordnung war. Ich selbst versteckte

mich während der Angriffe unter der großen Couch und erwartete immer, dass der Hausmeister mit seiner Taschenlampe darunterleuchten würde. Aber er tat es nie. Sofort nach dem Alarm fielen die ersten Bomben. Es kam uns vor, als gingen sie in allernächster Nähe nieder. ... Wieder, wie schon bei allen früheren Alarmen, stellte ich fest, dass ich ohne jede Angst und Aufregung dem furchtbaren Dröhnen wie ein vollständig unbeteiligter Zuschauer folgte.

Else muss noch einmal das Quartier wechseln. Als sie zu „Onkel Karl“ zurückkehrt, um sich von vier weiteren jüdischen Illegalen zu verabschieden, mit denen sie dort seit Wochen gewohnt hat, klingelt es an der Wohnungstür.

Unschlüssig sahen wir uns an. Läuten an der Wohnungstür war ein besonderes Kapitel, niemand von uns konnte es ohne furchtbaren Schreck hören. Zögernd erhob sich Evchen. „Es ist wohl am besten zu öffnen, man kann draußen hören, dass hier gesprochen wird. Wir waren unvorsichtig, so laut zu sein.“ Sie schob den Riegel zurück und kam gleich darauf mit einem hochgewachsenen P o l i z i s t e n wieder. Ich glaube, uns allen stand einen Moment das Herz still, aber keiner rührte sich. Der Beamte, ein jüngerer Mann in grüner Uniform, hob kurz die Hand zum Gruß. „Hat die Wohnung einen zweiten Ausgang?“, fragte er soldatisch knapp. „Nein“, sagte Evchen. „Gut“, erwiderte er, „führen Sie mich durch die Räume.“ ... Wir Zurückbleibenden sahen uns entsetzt an. Bleich bis in die Lippen flüsterte Lotte mir zu: „Sollen wir nicht fliehen?“ Schnell ergriff ich ihre Hand, die eiskalt war. „Ruhe, Lotte, jetzt fortzugehen wäre das Dümme, das wir tun könnten. Je unbefangener wir uns geben, desto besser. Ihr beiden Männer arbeitet ruhig weiter, und wir Frauen bleiben hier sitzen, als wenn wir im Plaudern eben unterbrochen wurden. Die Unterhaltung mit dem Schupo überlasst Evchen und mir.“ Gleich darauf kamen beide wieder. „Und nun“, sagte der Beamte kurz, „muß ich die Herrschaften um ihre Ausweise ersuchen“. „Bitte sehr“, antwortete Evchen und holte aus ihrer auf dem Tisch befindlichen Handtasche ihren auf »Hildegard Müller« lautenden Arbeitsausweis heraus... Der Beamte hatte sein Notizbuch herausgezogen und notierte Namen und Adres-

se von Hildegard Müller. Dann gab er ihr mit einer kleinen höflichen Verbeugung den Ausweis zurück. „Aber wollen Sie sich nicht setzen?“, mischte ich mich jetzt ein, „im Stehen ist das Schreiben doch gar zu unbequem“. Wieder eine kleine Verbeugung, diesmal zu mir hinüber. „Wenn Sie gestatten, setze ich mich wirklich.“ Er nahm neben mir auf der Couch Platz. „Walter, hast du deinen Ausweis bei dir?“, fragte Evchen zu Herbert hinüber. Sie ging zu ihm, der, mit dem Kopf nickend, ihr seinen Ausweis übergab. Sie reichte ihn dem Beamten... „Und hier“, fuhr Evchen fort, indem sie auf Lotte wies, „ist meine Mutter, Frau Minna Müller. Herr R. hat meine Mutter und unsere gemeinsame Freundin, Fräulein Schröder, heute eingeladen, mit ihm den Tee zu nehmen. „Fräulein Schröder, haben Sie einen Ausweis bei sich?“, wandte sie sich an mich. „Selbstverständlich“, antwortete ich, „sogar meinen neu ausgestellten Postausweis!“, und damit reichte ich ihn dem Polizisten, der Name und Nummer notierte und nach meiner Adresse fragte. Ich gab die in der Kleiderkarte vermerkte in der Rathausstraße an. „Ist das in Steglitz?“, fragte der Beamte. „Nein, in Berlin Mitte“, erwiderte ich ihm. –

„Und nun“, sagte er viel verbindlicher als im Anfang, nachdem er Bleistift und Notizbuch in seiner Brusttasche versorgt hatte, und lehnte sich mit entspanntem Gesichtsausdruck zurück wie jemand, der froh ist, unangenehme dienstliche Obliegenheiten zu einem guten Ende gebracht zu haben, „nun will ich Sie über meinen Besuch aufklären. Ich habe mich ja zu meiner Freude überzeugen können, dass hier alles in denkbar bester Ordnung ist. Aber wir bekamen eine Denunziation, Herr R. verberge in seiner Wohnung dauernd illegal lebende Juden! Sie staunen, nicht wahr? Aber Sie ahnen ja nicht“, fuhr er mit einem Seufzer fort zu reden, „was wir auf dem Revier täglich an Denunziationen über uns ergehen lassen müssen! Und wir sind verpflichtet, jeder einzelnen nachzugehen, wenn sich auch die meisten als böswillige Verdächtigungen oder Verleumdungen herausstellen! Doch jetzt will ich Sie nicht länger stören, verzeihen Sie die unliebsame Unterbrechung. Ich wünsche einen recht guten Abend!“ Er erhob sich, schlug die Hacken zusammen und hob die Hand zum Gruß. Evchen begleitete ihn hinaus,

wir hörten sie im Flur noch mit dem Beamten sprechen. Als sie zurückkam, ließ sie sich stumm auf die Couch neben mir fallen. „Uff“, sagte sie nur.

Seit März 1943 lebt Else in Berlin bei der Familie Heilmann: Magdalena Heilmann hat sie liebevoll aufgenommen. Ernst Heilmann war SPD-Fraktionsvorsitzender im preußischen Landtag, Freund und Kollege von Siegfried Rosenfeld. Die Nazis ermordeten ihn 1940 in Buchenwald. Sein Sohn Peter Heilmann und dessen Freundin Hella Gorn arbeiten bei den Quäkern mit; sie werden zu Elses wichtigsten Helfern. Die Heilmanns knüpfen den Kontakt nach Freiburg zu Edmund Goldschagg. Dieser ehemalige SPD-Journalist der Münchener Post lebt dort mit seiner Familie. Die Goldschaggs kennen Else nicht, aber sie nehmen sie Ende Mai 1943 trotzdem auf. Peter Heilmann hat ihr einen Ausweis besorgt, der auch Kontrollen im Zug standhält. Später gelingt es ihm, in Kontakt zu Louise Meier und ihrer Fluchthelferorganisation zu treten, die unter dem Eindruck der Judenverfolgungen seit Frühjahr 1943 mit ihren Helfern etwa dreißig Gefährdeten die Flucht in die Schweiz ermöglichte. Else wartet ungeduldig. Verschlüsselt teilt sie der Freundin Eva jeweils Einzelheiten über „Lillis“, also ihre eigenen, Reiseabsichten mit. Die Freunde bringen auch die 3.000 Reichsmark und die Sachwerte auf, die die Helfer für die Flucht verlangen.

13. April 44. Meine liebe Eva, herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen vom Ostermontag, die eben kamen! Denke Dir, mit ihnen kam die Nachricht, dass Lilli Mitte nächster Woche ihren Kuraufenthalt im Sanatorium antreten soll! Du kannst Dir denken, wie aufgeregt sie ist....Sei tausendmal herzlich begrüßt! Immer Deine E.

Am 20. April 1944, Hitlers Geburtstag, ist es soweit. Die Bahnfahrt geht zunächst nach Singen. Else soll als Erkennungszeichen einen Puppenbesen dabei haben und in Singen den ersten Schleuser treffen.

Langsam, den Puppenbesen in der Hand, angespannt aufmerksam ging ich nun den vorgeschriebenen Weg, der belebt war von einer Menge aus ihrem

Betrieb kommender Arbeiter. Da – dort drüben stand ein kleiner Mann, wie zufällig, eine Zigarette rauchend, gleichmütig die Vorübergehenden betrachtend. War das nicht ein fast unmerkbares Nicken des Kopfes, ein Blinzeln der Augen, als er mich sah? Und nun wandte er sich ruhig und schritt eine Querstraße hinunter. Ich folgte; jetzt klopfte mein Herz so stark, daß ich meinte, es müßte zerspringen! Aber was war das? Der Mann, den ich fest im Auge behielt, hatte sich wieder umgewandt und ging nun an mir vorüber. Sollte ich mich geirrt haben? Doch ich konnte ihm jetzt nicht folgen, das wäre zu auffällig, also ging ich noch ein wenig langsamer die Straße in der begonnenen Richtung weiter. Jetzt – mein Herz tat einen Sprung! – da kam der gleiche kleine Mann wieder an mir vorbei und schritt ein wenig schneller vor mir her. Er war es! Nun war ich ganz sicher! Allmählich verlief sich der Strom der Menschen, auch die Häuser wurden seltener Da stand der Mann still und ließ mich herankommen. „Ich komme von Xaver“, nannte ich die Parole. Er nickte. „Sie sind richtig, mit Ihnen kann man etwas machen“, sagte er anerkennend. –

Der Mann übernimmt den verabredeten Lohn. Es geht mit einem Vorortzug weiter. An der Endstation treffen Else und ihr Begleiter den zweiten Menschenschmuggler. Er kündigt ihr einen etwa einstündigen Fußmarsch an. Er werde vor ihr gehen und ab und zu an seiner Zigarre ziehen, damit sie den Lichtpunkt sehen könne.

Originalton Else Rosenfeld, BBC 1963

I followed him and it seemed endless, the whole way, and we passed through two villages. I couldn't see that, but I heard the noises of the cattle and of dogs barking. I saw the cigar, but then, suddenly, the cigar vanished and I found myself alone and I thought: That is the end.

Ich blieb stehen. Wie lange? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß in dieser Zeit mein ganzes Leben an mir vorüberzog ... Aber narrete mich ein Spuk, ein Irrlicht, oder kam der Leuchtpunkt der Zigarre in der Hand des Mannes mir wirklich näher? Ja, er war's. Da war er neben mir, flüsternd hörte ich

ihn sagen: „Der Dritte ist nicht gekommen. Fassen Sie meine Hand, wir müssen von der Straße fort.“ ... „Hören Sie unten den Bach?“ fragte er. Ich bejahte. „Wir sind auf einem Hang, der dem Bach parallel verläuft. Gehen Sie möglichst auf gleicher Höhe weiter, das Rauschen des Baches gibt Ihnen die Richtung an“, er hob den Arm mit der glimmenden Zigarre. „Drüben liegt eine Strecke bachaufwärts das deutsche Zollhaus, auf dieser Seite des Baches kommen später die Grenze und das Schweizer Zollhaus. Das müssen Sie erreichen.“

Very slowly I went on. At that time I had the feeling, I was walking between two worlds. I wasn't on the earth any more, I wasn't anywhere else, I just went on, slowly.

Doch Else fällt, sie verliert ihre Handtasche, darin Fotos ihrer Familie, einen Füllfederhalter, ein goldenes Armband als Zahlungsmittel für die Schweiz. Doch sie sucht nicht weiter, sie fürchtet den Weg zu verlieren.

And I went on, slower still and more carefully I thought. But after a long, long time of walking I fell again and this time very hard on a stony sort of courtyard, cemented, concrete. I knew it was made by man and I thought to a sort of courtyard there must belong a house. I didn't care anymore, whether I was in Germany or in Switzerland, I knew only, I couldn't go on, I was so exhausted, and besides, that my left foot was broken. So I shouted: "Hallo", but they had already in the little house heard the fall and a man with a lantern was coming towards me. I shouted again: „Bitte sagen Sie mir gleich, wo ich bin!“ “Please will you tell me where I am!” And he must have heard from the sound of my voice, that I was troubled. So he shouted back: „Seien Sie ruhig, Sie sind in der Schweiz. Warten Sie, ich komme!“ “Don't worry, you are in Switzerland. Stay, where you are. I bring you in!” I had fallen into the courtyard of the Swiss customs house.

*Sie war in den Hof des Schweizer Zollhauses gefallen! –
Else erlebte das Kriegsende in den Bergen Graubündens, Siegfried im Pfl-*

geheim der Quäker in Hertfordshire. Seine Gesundheit war zusammengebrochen. Else besaß keine Aufzeichnungen ihrer Erlebnisse, dank ihres ausgezeichneten Gedächtnisses konnte sie sie in der Schweiz aufschreiben. Im November 1945 lagen sie gedruckt als Buch vor. Im März 1946 konnte sie zu ihrer Familie nach England reisen. Es war ein bewegendes Wiedersehen.

Ich konnte die Schweiz am 3.März 1946 verlassen, das war wirklich sehr früh. Es hätte so lange gedauert, das französische Durchreisevisum zu bekommen, dass bis dahin das englische Einreisevisum wieder verfallen wäre – daher gab es nur eine Möglichkeit: zu fliegen. Und es war ein sehr seltsames Gefühl, nun nach allem Vorangegangenen in drei Stunden von Zürich nach London zu gelangen.... Mein Mann und meine zwei Kinder warteten auf mich am Flugplatz Croyden und das war ein Moment, den ich nie in meinem Leben vergessen werde.

Die englische Regierung engagierte Else, vor deutschen Kriegsgefangenen über ihre Erfahrungen zu berichten. Ihr Mann nahm großen Anteil an ihrer Arbeit. Im Dezember 1947 starb Siegfried Rosenfeld, erschöpft von den Mühen des Exils und der Trennung. Else lebte noch bis 1970 halb in England, halb in Icking im Isartal, das sie lieben gelernt hatte.

Quellen:

Erich Kasberger/Marita Krauss (Hrsg.), *Leben in zwei Welten. Tagebücher eines jüdischen Paares in Deutschland und im Exil*, München 2011

Marita Krauss, *Leben in zwei Welten. Else und Siegfried Rosenfeld. Geschichte eines jüdischen Paares in Deutschland und im Exil*, München 2011 (Hörbuch, 2 CDS)



Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe **Die Israelitische Kultusgemeinde Augsburg von 1945 bis heute**

Benigna Schönhagen

Es scheint wie ein Wunder. Sieben Jahrzehnte nach der Schoa existiert wieder jüdisches Leben in Deutschland. Das Land, von dem die Vernichtung der europäischen Juden ausging, gehört zu Anfang des 21. Jahrhunderts zu den Ländern mit dem größten Zuwachs an Juden weltweit. Mit der Zuwanderung aus den GUS-Staaten wuchs die Zahl der Juden in Deutschland auf das Zehnfache, die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinden auf mehr als das Dreifache an.¹ Erst in jüngster Zeit zeichnet sich ein leichter Rückgang ab; 2017 ist die Mitgliederzahl jüdischer Gemeinden knapp unter 100.000 gesunken.²

In den Großstadtgemeinden, allen voran in Berlin, aber auch in Frankfurt oder München treten junge Jüdinnen und Juden aus dem Schatten von „Auschwitz“ und melden sich als Teil einer jüdischen Zivilgesellschaft zu Wort. Selbstbewusst nehmen sie Stellung zu ihrer Gegenwart, bekennen sich zu einer Zukunft in Deutschland.³ Gleichzeitig ist Antisemitismus wieder in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Schamlos wird Judenhass in den Parlamenten formuliert und auf der Straße ausagiert. Und wieder, wie am Ende der ersten Demokratie in Deutschland, zielt dieser Angriff auf die wenigen Jüdinnen und Juden, die in Deutschland leben, zugleich auch auf die Werte einer freien Gesellschaft, die nach dem Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus mühsam erlernt wurden.

Zahlenmäßig ist der Anteil der Mitglieder der 106 jüdischen Diaspora-Gemeinden an der Gesamtbevölkerung in Deutschland verschwindend gering.

Abb. links: Hundertjahrfeier der Synagoge 2017; JKMAS.

Mit 97.791 Mitgliedern betrug er 2017 deutlich weniger als ein Prozent.⁴ Und dennoch – oder gerade deswegen – wirkt der Blick auf die Geschichte dieser Minderheit in den vergangenen 70 Jahren wie eine Sonde für die Entwicklung der Mehrheitsgesellschaft.

In Augsburg leben heute mehr Juden als vor der Hitlerzeit.⁵ Bereits unmittelbar nach dem Krieg entstand in der Fuggerstadt wieder eine jüdische Gemeinde. Genau genommen waren es zwei Gemeinden, aus der die jetzige *Israelitische Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg (IKGSA)* hervorging.⁶ Mittlerweile existiert sie fast so lange, wie ihre Vorgängerin Bestand hatte, bevor der NS-Staat ihr die Rechtsform einer Körperschaft des öffentlichen Rechts entzog und ihre Mitglieder vertrieb oder in Vernichtungslagern ermorden ließ.

Die sieben Jahrzehnte jüdischen Lebens im Schatten der Katastrophe sind in Augsburg geprägt von Gegensätzen und Ungleichzeitigkeiten sowie von Aufbrüchen und Rückschlägen. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich von der Entwicklung in anderen jüdischen Gemeinden im Nachkriegsbayern. Eine lang anhaltende Konstante bildete die Gleichgültigkeit der Mehrheitsgesellschaft. Die nichtjüdische Stadtgesellschaft hat die Situation der jüdischen Minderheit lange Zeit so gut wie nicht wahrgenommen. Sie begegnete dem Geschick der Minderheit vornehmlich mit Desinteresse. Es dauert vierzig Jahre, bis sich nach dem Ende des NS-Regimes ein breiteres Interesse am Judentum zu entwickeln begann, zuerst allgemein, dann auch mit lokalem Bezug.⁷ Mit der Gründung des Staats Israel und dem Zusammenbruch der Sowjetunion führten Ereignisse der Weltpolitik auch in Augsburg zu einschneidenden Zäsuren in der Gemeinde. Die Postholocaustgeschichte der Juden in Augsburg lässt sich daher in vier Phasen beschreiben. Sie verdeutlichen die enge Verflechtung und komplexen Zusammenhänge der jüdischen Geschichte mit der allgemeinen. Denn ohne die europäische, ja globale Geschichte ist auch die Geschichte der Juden in Schwaben trotz aller lokalen Besonderheiten nicht zu verstehen.⁸

PARADOXE ANFÄNGE 1945–1950

Die unmittelbaren Nachkriegsjahre standen im Zeichen einer paradoxen Situation. Obwohl eine dauerhafte Rückkehr und ein Wiederaufbau jüdischen Lebens auf dem „blutgetränkten Boden“ Deutschlands den meisten Überlebenden unvorstellbar schien und von internationalen jüdischen Verbänden wie dem *Jüdischen Weltkongress* auch abgelehnt wurde, lebten dennoch für einige Jahre ungefähr 200.000 Juden in den vier alliierten Besatzungszonen. Die meisten sammelten sich in der US-amerikanischen Zone, weswegen in Bayern vorübergehend so viele Juden lebten wie nie zuvor.⁹ Zu diesen befreiten Juden zählten auch einige Hundert in Augsburg. Gezeichnet von den Qualen in den Lagern, den Torturen der Todesmärsche und der permanenten Angst in Verstecken waren sie „befreit, aber nicht frei“.¹⁰ Im Schatten der Katastrophe versuchten sie, ein neues Leben aufzubauen. Wie die meisten Juden, die sich damals in Deutschland aufhielten, kamen sie aus Osteuropa. Eine Rückkehr in ihre von Krieg, Genozid und Besatzung verwüstete Heimat war für sie keine Option. In Polen kam es schon kurz nach Kriegsende wieder zu gewalttätiger Judenfeindschaft. So im Juni 1946 in Kielce.¹¹ Das machte den Überlebenden schmerzhaft klar, dass keine Aussicht bestand, dort an ihr Leben vor dem Krieg anzuknüpfen. In Deutschland firmierten die osteuropäischen Juden als Staatenlose. Die Alliierten bezeichneten sie als „Displaced Persons“, sie selbst nannten sich „Rest der Geretteten“.¹² In Augsburg waren sie zufällig gestrandet. Die Stadt an Lech und Wertach bildete für die meisten nur eine vorübergehende Station auf dem Weg in ein selbstbestimmtes Leben in einem Land ihrer Wahl. Augsburg war sozusagen ein Wartesaal, in dem sie einige Jahre unfreiwillig ausharrten, bis die Gründung des Staates Israel und die Lockerung US-amerikanischer Einwanderungsbestimmungen 1948 den Weg in eine lebenswerte Zukunft außerhalb Europas öffneten.¹³

Deutlich kleiner war eine zweite Gruppe von Juden in Augsburg. Das waren etwa zwei Dutzend deutsche Juden, die die Nazi-Lager überlebt und nach der Befreiung in ihre alte Heimat zurückgekehrt waren oder hier als Partner

oder Kinder einer christlich-jüdischen Ehe überlebt hatten.¹⁴ Einzelne hatten sich auch mit Hilfe von Freunden verstecken können wie der Viehhändler Berthold Strauß (1892-1996) und Salo Neuburger (1906-1991).¹⁵ Andere waren Mitglieder der evangelischen Kirche, aber dennoch von den Natio-



Der 1938 von den Nationalsozialisten geschändete und verwüstete Kultraum; JKMAS/Copyright unbekannt.

nalsozialisten als Juden verfolgt worden, wie Ilse Oppel, geb. Lebermann (1917-2000), die Frau des von den Nazis suspendierten Augsburger Amtsgerichtsrats Werner Oppel.¹⁶ Am jüdischen Gemeindeleben hatten die meisten von ihnen vor dem Krieg nicht aktiv teilgenommen.

Für beide Gruppen bildete der unzerstörte Synagogenkomplex in der Halderstraße die erste Anlaufstelle und einen zentralen Orientierungspunkt. Er sollte sich zum Zentrum des sozialen wie religiösen Lebens entwickeln. Der Kultraum war seit dem Novemberpogrom verwüstet, doch die übrigen Räume des weitläufigen Baukomplexes vom Anfang des 20. Jahrhunderts hatten die NS-Zeit und den Krieg unbeschädigt überstanden.¹⁷ Auch das Synagogengebäude im 1916 eingemeindeten Vorort Kriegshaber war intakt geblieben. Die Alliierten hatten es beschlagnahmt und den Überlebenden zur Verfügung gestellt.¹⁸

Zwei Gemeinden nebeneinander

Trotz des gemeinsamen Zentrums in der Innenstadt gab es zwischen den deutschen und den osteuropäischen Juden nur wenige Berührungspunkte. Unterschiedliche Sprachen, verschiedene religiöse Traditionen und fundamental andere Zukunftsvorstellungen bildeten eine schwer zu überwindende Barriere. Die deutschen Juden waren meist Anhänger des Reformjudentums, die Osteuropäer eher in der orthodoxen Tradition zuhause. Auch die Verfolgungserfahrungen der jüdischen Nachkriegsgemeinschaft differierten erheblich. Auf beiden Seiten fehlte es den Hochtraumatisierten an Kraft, Verständnis für einander aufzubringen. Einige Zeitzeugen unter den osteuropäischen Juden konnten sich, als wir sie 2012 im Kontext unseres Ausstellungsprojekts befragten, an die gleichzeitige Anwesenheit deutscher Juden nicht einmal erinnern.¹⁹ Wenig Empathie für die andere Gruppe klingt auch aus dem Bericht des in Augsburg geborenen Ernst Cramer (1913-2010), der bei Kriegsende als amerikanischer Soldat vorübergehend in seine Heimatstadt zurückgekehrt war: „Dort sind einige Leute aus Polen, Ungarn, Estland. Die meisten werden vielleicht in einem zentralen jüdischen Lager für displaced persons unterkommen. Aber im Augenblick sind sie hier und



Abb. oben links: Stempel der beiden ersten jüdischen Gemeinschaften nach dem Krieg; JKMAS.

Abb. oben rechts: Michael Solomianski, Vorsitzender des Jüdischen Komitees in Augsburg; Esther Fritsch, Innsbruck/Österreich und Dov Solomianski, Israel.

Abb. unten: Dr. Abraham Gutfreund, stellvertretender Vorsitzender des Jüdischen Komitees in Augsburg; Hanoch Gutfreund, Jerusalem/Israel.

ihre Vorstellungen und Wünsche sind so anders als normal, daß sie Probleme über Probleme verursachen.“²⁰

Angesichts dieser Situation verwundert es nicht, dass die Versuche, zu einer gemeinsamen Organisation zu kommen, trotz mehrfacher Anläufe scheiterten. Die deutschen Juden gründeten am 30. Mai 1946 die *Israelitische Kultusgemeinde Augsburg*. Juden ohne deutsche Staatsangehörigkeit schlossen sie qua Satzung von der Mitgliedschaft aus.²¹

Zum 1. Vorsitzenden wurde der aus Theresienstadt zurückgekehrte Hugo Schwarz (1890-1973) bestimmt, zu Beisitzern der mit einer Nichtjüdin verheiratete Ludwig Müller (1892-1963) sowie Berthold Strauß, der im Versteck überlebt hatte.²² Letzterer fungierte von 1947 bis 1952 zusammen mit den beiden KZ-Überlebenden Adolf Eigner (1876-1962) und Fritz Heidelberger (1911-1988) als Vorstand. Bis zum Januar 1949 wuchs die Gemeinde auf 77 Mitglieder an.²³

Mit Ludwig Dreifuß (1883-1960) ernannten die Besatzer im September 1945 einen jüdischen Überlebenden aus Augsburg zum Oberbürgermeister. Der sozialdemokratische Rechtsanwalt hatte die NS-Verfolgungen überlebt, weil er mit einer Nichtjüdin verheiratet war. Erst in der Endphase der Diktatur, im Februar 1945 hatten die Nazis den in „privilegierter Mischehe“ Lebenden deportiert. Schwer erkrankt aus Theresienstadt zurückgekehrt, ließ er sich katholisch taufen. Ein besonderer Einsatz für den Neuaufbau jüdischen Lebens lässt sich in seiner Amtszeit nicht feststellen. Schon nach einem Jahr wurde er bei den Wahlen von einem CSU-Mann abgelöst.²⁴

In der Kommune war die Situation von Kontinuität geprägt. In der Stadtverwaltung hatte es kaum personellen Wechsel gegeben. Enttäuscht berichtete Hugo Schwarz, den die Alliierten auch zum Treuhänder des jüdischen Vermögens eingesetzt hatten, zwei Jahre nach dem Ende des NS-Regimes den emigrierten Gemeindemitgliedern, dass nationalsozialistische Gesinnung noch bei vielen Augsburgern bestehe: „Das Volk hat aus den 12 Jahren



Abb. oben: „Camp Rembold“; Reed-Rosman-Family, Israel.

Abb. unten: Schachturnier des Bar Kochba, 1947 im Synagogenkomplex in der Halderstraße, vorne links Hanoeh Gutfreund als Spieler; Hanoeh Gutfreund, Jerusalem/Israel.

absolut nichts gelernt, es bedauert nicht seine Untaten, es bedauert nicht seine Morde, es bedauert nicht seine Ungerechtigkeiten, es bedauert nicht seine schlechten Charaktereigenschaften, es bedauert nur, dass wir 3 % noch zurückgekehrt sind, um als Anklieger gegen den Massenmord und als Vollstrecker der Testamente unserer Ermordeten auftreten werden.“²⁵ Das spätere Vorstandsmitglied Fritz Heidelberger wurde mit fortgesetzten jüdenfeindlichen Drohungen so drangsaliert, dass er 1954 nach Brasilien auswanderte.²⁶

Die neue *IKG* verstand sich als rechtmäßige Nachfolgerin der 1943 aufgelösten Kultusgemeinde. In der *Schwäbischen Landeszeitung* stellte sie klar: „Die Israelitische Kultusgemeinde Augsburg ist die einzige jüdische Organisation der Stadt Augsburg, die berechtigt ist, die Tradition der früheren Gemeinde, die Interessen der überlebenden bodenständigen Gemeindemitglieder und die Rechte der ausgewanderten und ermordeten früheren Gemeindemitglieder zu wahren.“²⁷

Von der Mitgliedschaft ausgeschlossen, organisierten sich die osteuropäischen Juden im *Jüdischen Komitee (Jüdische Gemeinde/Jewish Community)*, 1947 wurde es als Mitglied im *Zentralkomitee der befreiten Juden in der amerikanischen Zone* aufgenommen. Zu ihrem Präsidenten wählten sie den Juristen und ehemaligen polnischen Offizier Michael Solomianski (1907-1982), zum Vizepräsidenten und Generalsekretär den aus Krakau stammenden Rechtsanwalt Dr. Abraham Gutfreund (1902-1978).²⁸ Mit 407 Mitgliedern erreichte diese Gemeinde im März 1947 ihren Höchststand.

Vorübergehende Blüte

Bis der Traum vom Leben im eigenen Land für die Juden aus Osteuropa Realität wurde, nahmen sie ihr Leben in Deutschland selbst in die Hand. Mit Unterstützung internationaler Hilfsorganisationen wie der 1943 gegründeten *UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration)* gestalteten sie ihren Alltag. Sie gründeten jüdische Vereine, Schulen und Ausbildungsstätten, druckten jüdische Zeitungen und Bücher, organi-

sierten Theateraufführungen und Konzerte. Zugleich bauten sie ein religiöses Leben auf. So kam es vorübergehend zu einer Blüte jüdischer, genauer gesagt jiddischer Kultur in Deutschland unmittelbar nach dem Krieg, auch in Augsburg.²⁹

In der schwäbischen Bezirkshauptstadt zeichnete sich die Situation für die jüdischen DPs dadurch aus, dass sie nicht in Lagern leben mussten wie im übrigen Bayern, getrennt von der deutschen Bevölkerung und oft schon wieder hinter Stacheldraht wie im nahen Landsberg, in Leipheim oder Föhrenwald.³⁰ In Augsburg waren sie in privaten Wohnungen untergebracht, die die Alliierten zuvor meist bei NS-Belasteten beschlagnahmt hatten. So lebten viele polnische, ungarische und lettische Juden z.B. im Stadtteil Spickel, aber auch über die ganze Innenstadt und andere Stadtteile verteilt.³¹

Eine zentrale Rolle für die vorübergehend in Augsburg Gelandeten nahm das einstige Wohnhaus der jüdischen Textilfabrikantenfamilie Arnold in der Remboldstraße 1 ein, das sog. „Camp Rembold“. Die Alliierten hatten das nach der Deportation seiner Besitzer „arisierte“ Gebäude beschlagnahmt und den mittellosen DPs zur Verfügung gestellt.³²

Bis zu einhundert DPs am Tag sollen dort anfangs vorgesprochen und nach Information über den Verbleib ihrer Angehörigen gesucht haben. Sie erhielten Essen und eine Schlafstätte in dem geräumigen Haus. Später teilte das Wohnungsamt den Überlebenden Zimmer oder Wohnungen zu. Nicht selten mussten sich die Überlebenden die Wohnungen mit den einstigen Besitzern teilen.³³

Um die Versorgung der Mittellosen mit Lebensmitteln, Kleidung und Gebrauchsgegenständen kümmerten sich internationale Hilfsorganisationen wie die *UNRRA* und das *JOINT (American Jewish Joint Distribution Committee)*. Das von US-amerikanischen Rabbinern gegründete orthodoxe Hilfskomitee *Vaad Hatzala* richtete im Synagogenkomplex in der Innenstadt eine koschere Küche ein. Die *ORT (Organisation for Rehabilitation*

Through Training) installierte eine Berufsschule im Erdgeschoss der ehemaligen Synagoge in Kriegshaber. 23 Personen bereiteten sich dort 1947 in einer Uhrmacherei, einer Schreibmaschinen-Werkstätte und einer Werkstätte zur Herstellung von Füllfederhaltern auf eine zukünftige Berufstätigkeit in Israel vor.³⁴

Auch im „Wartesaal Augsburg“ mussten die ungeduldig auf die Fortsetzung ihrer Ausreise wartenden DPs den Alltag mit Beschäftigung füllen. Rasch kam es zur Gründung eines Sportclubs, den die Überlebenden nach dem Helden des jüdischen Aufstands gegen die Römer *Bar Kochba* nannten. Neben dem Fußballspiel konnten sie dort auch das in ihrer Heimat verbreitete Schachspiel pflegen. Außerdem gab es eine Bibliothek mit Lesesaal, Angebote zur juristischen und medizinischen Beratung, sogar eine Talmud-Tora-Schule mit zwei Lehrkräften.³⁵

Ihre Gottesdienste feierte die DP-Gemeinde in Kriegshaber, wo die Synagoge 1947 wieder eine Tora-Rolle erhielt, gestiftet von *Vaad Hatzala*.³⁶ Die Organisation stattete die DP-Gemeinden auch mit Ersatz für die geraubten oder verbrannten Gebetbücher und Ritualgegenstände aus. Vom *JOINT* erhielt sie eine Chuppa.³⁷

Der Traubaldachin kam in den Anfangsjahren bemerkenswert oft zum Einsatz, denn viele Überlebende verstanden es als ihren persönlichen Sieg über Hitler, zu heiraten und eine Familie zu gründen.

Einen eigenen Rabbiner konnte sich keine der beiden Gemeinschaften leisten. Anfangs übernahm ein amerikanischer Armee-Rabbiner, David Horowitz (1911-2004), die Gottesdienste für die jüdischen amerikanischen Soldaten.³⁸

Zentral für das jüdische Leben nach der Schoa war die Trauer um die Ermordeten und das Bewahren ihres Andenkens. Wiederholt formulierten Emigranten den Wunsch nach einem Erinnerungsmal.³⁹



Abb. oben: Ehrenmal auf dem Israelitischen Friedhof in der Haunstetter Straße; JKMAS.

Abb. unten: Demonstrationszug von DPS in der Halderstraße; Esther Fritsch, Innsbruck/Österreich und Dov Solomianski, Israel.

Im Mai 1946 setzten Angehörige der lokalen Steinmetzinnung auf dem jüdischen Friedhof in Kriegshaber ein erstes Denkmal, zusammengefügt aus Fragmenten zerstörter Grabsteine.⁴⁰ Im September 1950 folgte auf Initiative der Kultusgemeinde ein Denkmal auf dem Friedhof in der Haunstetter Straße. „Zum Gedenken an die vielen Millionen unserer Brüder, unter ihnen Mitglieder der Gemeinde Schwaben-Augsburg, die vom Nazi-Regime von 1933-1945 umgebracht wurden“ heißt es in der Inschrift mit einer Klarheit, die viele spätere Denkmale vermissen lassen.

Bis die Stadt Augsburg ein offizielles Erinnerungszeichen setzte, sollte es noch mehr als ein halbes Jahrhundert dauern. Erst 2001 wurde im Erdgeschoss des Rathauses ein Gedenkraum eröffnet. Die Installation des Augsburger Künstlers Klaus Goth nennt die Namen von mehr als 600 Ermordeten.⁴¹

Unterschiedliche Lebenswelten

Während die osteuropäischen Juden Ehen und Freundschaften untereinander schlossen, hatten sie so gut wie keinen Kontakt zu ihren deutschen Glaubensbrüdern.⁴² Neben den bereits angesprochenen Unterschieden stand ihre zionistische Überzeugung einer Verständigung im Weg. Für die Überlebenden aus Polen, Ungarn und den baltischen Staaten bildete das Leben in einem eigenen Staat, unter selbstbewussten Juden die einzige Option für die Zukunft. Deshalb verfolgten sie intensiv die Verhandlungen der britischen Mandatsmacht zu Palästina und protestierten wiederholt dagegen.⁴³

Noch weniger Kontakt als zu den deutschen Juden hatten die osteuropäischen Juden trotz ihrer dezentralen Unterbringung zu den nichtjüdischen Deutschen. Die meisten Augsburger begegneten ihnen mit einer Mischung aus überkommenen Vorurteilen und der Angst, für ihr Verhalten in der NS-Zeit zur Verantwortung gezogen zu werden. Selbst mit existentiellen Sorgen beschäftigt, waren sie nicht bereit oder fähig, die massiven psychischen wie physischen Probleme der Überlebenden zu sehen. Die eigene Katastrophe war den meisten am nächsten. Nicht wenige Nationalsozialis-

ten waren zudem noch in Amt und Würden. Hugo Schwarz' Urteil fiel 1947 deshalb vernichtend aus: „Fuer Juden ist in absehbarer Zeit hier kein Platz mehr. Der passive Widerstand, den die Nazis leisten, bringt uns viel Aerger und Unannehmlichkeiten“, berichtete der Vorsitzende der *IKG* dem Vorkriegsrabbiner:⁴⁴

Probleme verursachte die zögerliche Restitution des geraubten Eigentums. Mit zunehmender Konsolidierung der Wirtschaft wurde der Schwarzmarkt, der anfangs auch vielen nichtjüdischen Augsburgern das Überleben gesichert hatte, zum Ärgernis. Mit ihm wurden besonders die osteuropäischen Juden in Verbindung gebracht. Die reichlich vorhandenen Beschwerden zeigen, dass noch lange nach dem Ende des NS-Regimes viele Augsburger die rassistische Hierarchie und fremdenfeindliche Einstellung der Nazis teilten.⁴⁵ Selbst in den Briefen der Emigranten an den Vorkriegsrabbiner klangen die Ressentiments der deutschen Juden gegenüber „Ostjuden“ aus der Vorkriegszeit nach.⁴⁶

Mit der Gründung des Staates Israel endete 1948 das Nebeneinander der zwei jüdischen Gemeinden. Rund 80 Prozent der osteuropäischen Überlebenden wanderten nach Israel oder in die USA aus. Zum Jahresende 1950 löste sich das *Jüdische Komitee/Jüdische Gemeinde* auf. Das war das Ende der kurzen Blüte jüdischer Kultur nach der Schoa in Augsburg. Die Geschichte dieser Gruppe waren bis vor kurzem in Augsburg unbekannt. Erst der Kontakt zu Hanoch Gutfreund und Esther Fritsch ermöglichte, diesen weißen Fleck in der Stadtgeschichte zu füllen.⁴⁷

Welche Potentiale mit den Auswandernden verloren gingen, zeigen die Karrieren einiger ihrer Kinder: Esther Fritsch etwa, die Tochter des 1. Vorsitzenden Michael Solomianski, studierte Medizin, unter anderem in den USA. Dort lernte sie ihren Mann kennen und kehrte mit ihm in dessen Heimat nach Innsbruck zurück, wo sie als Onkologin tätig war und bis vor kurzem die Kultusgemeinde leitete. Hanoch Gutfreund, der Sohn des Vizepräsidenten, wanderte mit seinen Eltern nach Israel aus. Nach einem Studium der Physik wurde er Professor und zeitweise Rektor der *Hebrew University*

Jerusalem. Der international anerkannte Wissenschaftler steht seit seiner Emeritierung dem akademischen Leitungsgremium des Einstein-Archivs in Jerusalem vor.⁴⁸

ZAGHAFT E KONSOLIDIERUNG 1950–1969

Auch nach dem Exodus der meisten DPs bildeten Juden aus Osteuropa die Mehrheit der kleinen jüdischen Gemeinschaft in Augsburg. Denn nicht alle Überlebenden hatten das für die Einwanderung erforderliche Gesundheitszeugnis vorweisen können oder sich einen Neuanfang in einem orientalischen Land zugetraut. In der vereinigten Gemeinde gäbe der Konflikt zwischen den unterschiedlichen religiösen Traditionen und den konkurrierenden Machtansprüchen weiter.⁴⁹

In den 50er Jahren stießen weitere Zuwanderer aus Polen zu den in Augsburg Gebliebenen. Unter ihnen war Mieszyslaw (Mietek) Pempier (1920-2011).

Als Sekretär von Ammon Göth, dem Kommandanten des Zwangsarbeitslagers und späteren KZ Plaszow, hat er entscheidend zur Rettungsaktion Oskar Schindlers beigetragen.⁵⁰ Doch für die Erinnerungen des später so gefragten Zeitzeugen interessierte sich in den 1950er und 1960er Jahren noch niemand. Schließlich gab es auch einzelne Remigranten aus Israel. Sie stammten ursprünglich meist ebenfalls aus Polen. Später kamen noch einzelne Zuwanderer aus der Tschechoslowakei und aus Ungarn sowie eine Familie aus dem Iran zur Gemeinde.

Aus der Vorkriegsgemeinde ist niemand nach Augsburg zurückgekehrt. Der Kulturhistoriker Friedrich Georg Friedmann (1912-2008) remigrierte zwar aus dem amerikanischen Exil, als ihm die Ludwig-Maximilians-Universität München 1960 eine Stelle anbot. Er entschied sich aber gegen eine Rückkehr nach Augsburg, sondern lebte im Alter in Friedberg.⁵¹ Die Augsburger Nachkriegsgemeinde war zu einer „polnischen Gemeinde“ geworden.



Abb. oben: Mietek Pemper, 2007; JKMAS/Fred Schöllhorn, Welden.

Abb. unten: Julius Spokojny 11979 zwischen Simon Snopkowski (li) Hans Rosenthal und Paul Spiegel bei einer Tagung des Zentralrats der Juden in Deutschland in Augsburg; JKMAS/Erich Jaut. Augsburg.

Julius Spokojny

Herausragende Gestalt dieser Nachkriegsgemeinde war Julius Spokojny (1923-1996). Der in der Nähe von Krakau Geborene hatte mehrere Arbeits- und Konzentrationslager überlebt und war in Buchenwald befreit worden. Danach hatte er die DP-Lager Wildflecken, Landsberg und Föhrenwald durchgemacht, bevor er schließlich 1950 mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen nach Augsburg zog, das er zu seiner neuen Heimat machte.⁵² Hier baute der gelernte Tischler ein kleines Unternehmen für Bademoden auf und lenkte für Jahrzehnte die Geschicke der Kultusgemeinde.

Nach zähen Verhandlungen setzte er 1954 mit Hilfe eines „Aktionskomitees“ und der Unterstützung des mittlerweile gegründeten *Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern* die Gleichberechtigung der osteuropäischen Juden in der Gemeinde durch.⁵³ Noch im selben Jahr wurde Spokojny mit drei weiteren Osteuropäern in den Gemeindevorstand, 1957 dann zum 2. Vorsitzenden und 1963 zum Präsidenten der Gemeinde gewählt. Seitdem nennt sie sich *Israelitische Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg* und ist als Körperschaft des öffentlichen Rechts für alle Juden im Regierungsbezirk Schwaben zuständig.

Spokojny übte das Amt des Vorsitzenden über drei Jahrzehnte mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem Tode im Jahr 1996 aus. Auch überregional war er aktiv, saß im *Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern* und im Direktorium des *Zentralrats der Juden in Deutschland*. Seit 1982 vertrat er zudem die jüdische Gemeinschaft im bayerischen Senat.⁵⁴

Der tatkräftige und durchsetzungsstarke Präsident, dessen autoritäres Verhalten durchaus Kritik hervorrief, stellte entscheidende Weichen für den Aufbau der Gemeinde.⁵⁵

In seiner Anfangszeit kam ein Konflikt zum Abschluss, der alle jüdischen Gemeinden in Deutschland beschäftigte, in Augsburg aber besonders intensiv und langanhaltend verlief. Streitpunkt war die Verfügungsgewalt über

das Erbe der Vorgängergemeinde. Der Gemeindebesitz war 1950 aus der Treuhänderschaft, unter das ihn die Alliierten bei Kriegsende gestellt hatten, an die Gemeinde zurückgegeben worden. Doch die internationale Nachfolgeorganisation der zerstörten jüdischen Gemeinden, die sich im Juni 1948 in der US-Zone als *JRSO* (*Jewish Restitution Successor Organisation*) gegründet hatte, beanspruchte ihn als erbenloses Erbe. Es sollte zur Unterstützung neuer oder notleidender Gemeinden in Israel und den USA verwendet werden.⁵⁶ Nach den Berechnungen Albert Danns handelte es sich um eine beachtliche Summe. Das Mitglied des Vorkriegsvorstands schätzte 1946 im Exil, die Vermögenswerte der Vorkriegsgemeinde auf 2,3 Millionen Reichsmark.⁵⁷

Die *JRSO* legte Widerspruch gegen die Restitution an die Gemeinden in Deutschland ein. Der anschließende Prozess ging durch alle Instanzen. Er endete erst 1955, wie die meisten Prozesse deutscher Gemeinden mit der



Landesrabbiner Dr. Isaak E. Lichtigfeld 1963 bei der Einweihung der Werktagssynagoge; JKMAS/Heinz Glässel, Augsburg.

JRSO mit einem Vergleich: Die Augsburger Gemeinde erhielt den Synagogenkomplex in der Innenstadt und die beiden Friedhöfe, die *JRSO* die Synagoge in Kriegshaber, einen Teil der zu erwartenden Entschädigungsgelder und der Erlöse aus dem Verkauf einzelner Immobilien der Vorkriegsgemeinde.⁵⁸

Die von den Nazis geraubten Ritualgegenstände, die in der NS-Zeit nicht eingeschmolzen worden waren, erstattete der Leiter der Städtischen Sammlungen Ende 1945 der *Jüdischen Vereinigung* zurück.⁵⁹ Auch zehn der geraubten Tora-Rollen kamen wieder in den Besitz der Synagogengemeinde. Die Rückgabe verdankte sich nicht behördlicher Anordnung, sondern der Zivilcourage von Wendelin Immler (1892-1977). Der Ingenieur bei der AEG hatte die Tora-Rollen heimlich gemeinsam mit dem Hausmeister des NS-Sicherheitsdienstes aus dessen Zentrale in der Frohsinnstraße entwendet.⁶⁰

Ein Streitpunkt blieb die Rückerstattung der Synagogenorgel. Die Vorgängergemeinde hatte das damals gerade 20 Jahre alte Instrument 1940 in ihrer wirtschaftlichen und existentiellen Not an die katholische Kirchengemeinde von Weßling am Ammersee zu einem Bruchteil des Anschaffungswertes veräußert. Wiederholt wurde die Rückgabe der „Judenorgel von Weßling“ gefordert. Doch bis heute befindet sich das „arisierte“ Instrument in der Christkönigskirche von Weßling.⁶¹

Mit der Einrichtung sogenannter „Gesellschaftsräume“ 1948, dem Neubau einer Trauerhalle auf dem Friedhof in der Haunstetter Straße 1961 und der Umwandlung des einstigen Trausaals zur Werktagssynagoge 1963 legte Spokojny nicht nur die Fundamente für ein neues Gemeindeleben, sondern brachte auch die inständige Sehnsucht der Überlebenden nach Normalität zum Ausdruck. Der große Kultraum blieb freilich weiterhin unbenutzbar.⁶²

Die Anstellung eines eigenen Rabbiners konnte sich die kleine Augsburger Gemeinde bis in die 1990er Jahre nicht leisten. Für die religiöse Erziehung

der Kinder richtete sie 1961 einen Kindergarten in einem der Gemeindehäuser an der Halderstraße ein. In dieser Zeit plante die IKG auch mit Hilfe des *Zentralrats der Juden in Deutschland* die Einrichtung eines Internats. Es sollte verhindern, dass Familien ihre Kinder zur religiösen Erziehung ins Ausland schickten. Doch das Vorhaben kam letztlich nicht zustande.⁶³ Weiterhin musste der aus Israel remigrierte Heinrich Josua Scheindling (1915-1998) als „Wanderlehrer“ den jüdischen Kindern zwischen Mindelheim und Neu-Ulm und darüber hinaus die Grundlagen jüdischer Religion vermitteln.⁶⁴



Briefköpfe von Firmen und Betrieben jüdischer Inhaber in Augsburg; JKMAS.

„Wiedergutmachung“

Für den individuellen Neuanfang der völlig Mittellosen bildete die 1947 von der US-Militärregierung erlassenen, aber erst zehn Jahre später bundesweit vereinheitlichten Regelungen zur sog. „Wiedergutmachung“ eine entscheidende Voraussetzung. Das *Bundesrückerstattungsgesetz* von 1957 weitete die Restitution auf die Raubmaßnahmen des Deutschen Reichs in den europäischen Ländern aus.⁶⁵ Damit konnten auch die Juden aus Osteuropa Entschädigung beantragen. Doch die bürokratischen Hürden waren hoch und der Weg zur Auszahlung meist lang und demütigend. In der Regel war es nur ein Bruchteil des geraubten Eigentums, den die rechtmäßigen Eigentümern zurück erhielten. Deshalb mussten die Mittellosen den wirtschaftlichen Neustart ohne die Hilfe der Rückerstattungszahlungen beginnen.

Einigen Überlebenden ermöglichte der hohe Bedarf an Bekleidung und Wäsche in der vom Bombenkrieg gezeichneten Stadt den Einstieg in das schnell wachsende Textilgewerbe. Andere bauten einen Handel mit den ebenfalls überall fehlenden Möbeln und Gebrauchsgegenständen aller Art auf. Im Aufbruch der Wirtschaftswunderjahre konnten sich so einige Gemeindemitglieder erfolgreich im Geschäftsleben der Stadt etablieren. Ohne ein familiäres Netzwerk und die Mitarbeit der Frauen gelang dies niemandem.⁶⁶

Doch nicht allen glückte die wirtschaftliche Integration. Im Archiv der Kultusgemeinde zeugen einige Bittgesuche von der elenden Situation derer, denen nach dem Erlittenen die Kraft fehlte, ein neues Leben aufzubauen. Der *Clubraum* in der Synagoge wurde zum Rückzugsort für die Gestrandeten. Michael Melcer, der in den Siebziger Jahren als Kind aus Polen stammender Eltern in Augsburg aufwuchs, erinnert sich: „Sie waren immer da. Zumindest erinnere ich es so. Eine Gruppe Männer, eine Handvoll, nie mehr als zehn. [...] Sie saßen im ‚Club‘, einem großen, ungemütlichen Raum, der – wie der Rest des Erdgeschosses des zur Straße liegenden Flügels der Gemeindebauten – nur [mit diesen unsäglich stinkenden Ölel-

öfen] notdürftig erwärmt war. [...] Sie waren wohl alle Überlebende der Schoa aus Osteuropa, die in Augsburg gelandet, gestrandet waren.[...] Aber im Gegensatz zu den VIPs der Gemeinde, den Fischels und Spokojnys, den Schenavkys, Melcers und Rübenfelds [...], waren es Menschen, die es bis dahin ‚nicht geschafft hatten‘, die keinen Fuß auf den Boden gebracht hatten. Ich glaube mich zu erinnern, dass einer von ihnen auf Märkte fuhr, Haushaltswaren verkaufte. Sie waren die ‚puschten Jidden‘, die einfachen Juden. [...] Männer ohne Erfolg, Männer ohne Glück. Sie fanden Heimat im Gespräch, beim Rauchen und Trinken und Spielen mit andern, die eine vergleichbar grauenvolle Geschichte des Überlebens hinter sich hatten.[...]“⁶⁷

GENERATIONENWECHSEL UND BEGINNENDE AUFARBEITUNG 1969–90

Das Desinteresse und die Ignoranz, die die deutsche Nachkriegsgesellschaft den unter ihnen lebenden Juden anfangs entgegenbrachte, hatten sich auch in den Fünfziger und Sechziger Jahren nicht wesentlich geändert. Weiterhin betrachtete die Mehrzahl der Augsburger die Mitglieder der Jüdischen Kultusgemeinde wegen ihrer Religion und ihrer Herkunft als Fremde. Nur eine verschwindende Minderheit der Augsburger wurde in der 1961 gegründeten *Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit* aktiv. Erst 1981 gründete sich eine Ortsgruppe der *Deutsch-Israelischen Gesellschaft*.⁶⁸

Doch in den Siebziger Jahren war eine neue Generation herangewachsen. Junge Jüdinnen und Juden versuchten, aus dem Schatten der Erfahrungen ihrer Eltern herauszutreten. Sie hinterfragten deren Schuldgefühle als Überlebende wie deren Existenz *auf gepackten Koffern*.⁶⁹ Die Diskrepanz zwischen den Erwartungen der Eltern an die jüdische Identität ihrer Kinder und den Möglichkeiten, eine solche zu leben, war groß. Nur die 1959 gegründete *Zionistische Jugend* bot für junge Jüdinnen und Juden in Schwaben einen jüdischen Raum außerhalb von Kultusgemeinde und Familie. Dort konnten

sie auch ihre wachsende Kritik am Normalitätsdiskurs der Bundesrepublik formulieren.

Nicht wenige Jugendliche fühlten sich *fremd im eigenen Land*.⁷⁰ Einige Prominente verließen Deutschland und gingen nach Israel, zumal der Sechstage-Krieg 1967 eine hohe Identifikation mit dem jüdischen Staat hervorgerufen hatte. Auch junge Augsburgener und Augsburgenerinnen folgten diesem Beispiel. Andere zogen nach München, Frankfurt oder Berlin, wo größere Gemeinden mehr Möglichkeiten boten, jüdische Identität zu leben.⁷¹

So überalterte die Augsburgener Kultusgemeinde zunehmend. Seit 1980 reduzierte sie sich um ein Fünftel. Einige Familien, die es zu Wohlstand und Unabhängigkeit von der Gemeinde gebracht hatten, verließen die Stadt, in der die Schäden in der Synagoge noch immer nicht beseitigt waren, und zogen nach München. Nicht zuletzt kehrten sie Augsburg den Rücken, weil sie zunehmend mit dem Führungsstil des Vorsitzenden uneins waren. Zurück blieben vor allem diejenigen, die auf Unterstützung durch die Gemeinde und Wohlfahrtsverbände angewiesen waren. Der Nachwuchs fehlte. Erhielten 1973 noch 27 Kinder Religionsunterricht, waren es 1981 nur noch zehn.⁷² Die Zukunft jüdischen Lebens in der Stadt schien grundsätzlich in Frage gestellt.

Umstrittene Zukunft der Synagoge

Lange Zeit war es unklar, ob die immer kleiner werdende *IKG* das Anwesen in der Halderstraße dauerhaft würde unterhalten können. Jahrzehntlang wurde die Synagoge, die 1917 als „Zierde der Stadt“ gefeiert worden war, von der Stadtöffentlichkeit nicht wirklich wahrgenommen. Die Stadt hatte sich unmittelbar nach dem Krieg zur Beseitigung der Pogromschäden für nicht zuständig erklärt. In den 1950er Jahren erwog sie die Umwandlung des Kultraums in einen Konzertsaal und in den 1970er Jahren den Umbau zu einer ökumenischen Fakultät der Universität Augsburg. Auch in der Kultusgemeinde wurde über den Verkauf ernsthaft diskutiert, weil der Unterhalt die knapp 250-köpfige Mitgliedschaft in finanzielle Bedrängnis brachte.⁷³

Es ist letztlich der Hartnäckigkeit und dem Geschick Julius Spokojnys zu verdanken, der als bayerischer Senator Zugang zum Ministerpräsidenten hatte, dass die Synagoge schließlich mittels einer Finanzierung durch Stadt, Bezirk, Freistaat und Gemeinde zwischen 1975 und 1985 wieder hergestellt wurde. Zwar kam es zu keiner grundlegenden Renovierung des gesamten Gebäudekomplexes, aber Kuppel, Dach und Außenbau wurden instand gesetzt. Zur 2000-Jahrfeier der Stadt war auch der Kultraum weitgehend originalgetreu wiederhergestellt.⁷⁴



Titelblatt der Festzeitung zur Einweihung der wiederhergestellten Synagoge Augsburg 1985; JKMAS/Franz Kimmel, München.

Nur die Orgel, deren Rückführung der Augsburger Bischof Josef Stimpfle angeregt hatte, kehrt nicht auf ihren Platz über dem Tora-Schrein zurück. Der polnisch-stämmigen Gemeindeleitung mit ihrer traditionellen religiösen Sozialisation war eine Synagogenorgel fremd. Sie lehnte deren Rückkehr ab. Auf Wunsch Spokojnys wurde stattdessen eine monumentale Menora bei dem israelischen Künstler Jehoshua Freiman in Auftrag gegeben.⁷⁵ Seitdem steht sie auf der Orgelempore über dem Tora-Schrein.

2017 konnte die Gemeinde in Anwesenheit von Bundes- und Landesprominenz sowie von nahezu hundert Nachfahren vertriebener Augsburger Jüdinnen und Juden das Hundertjährige der Synagoge feiern.

Beginnende Erinnerungsarbeit

Mit dem kulturellen Wandel nach 1968, der Berichterstattung über die Maidanek-Prozesse seit 1975 und der Ausstrahlung der US-Fernsehserie *Holocaust* 1979 wurde die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands ein öffentliches Thema. Vierzig Jahre nach dem Novemberpogrom gedachten auch in Augsburg Bürgerinnen und Bürger mit einem Schweigemarsch der Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser im November 1938.⁷⁶

Eine besondere Rolle im beginnenden öffentlichen Gedenkprozess nahm der Augsburger Bischof Dr. Josef Stimpfle (1916-1996) ein.⁷⁷ Schon früh hatte er den Kontakt zur Kultusgemeinde aufgebaut. Das daraus erwachsene freundschaftliche Verhältnis zum Gemeindepräsidenten führte unter anderem dazu, dass Stimpfle 1968 als erster deutscher Bischof Israel besuchte, nur drei Jahre nach der Aufnahme offizieller Beziehungen zwischen Israel und dem deutschen Staat. Er setzte sich auch dafür ein, dass der damalige Oberbürgermeister Hans Breuer 1978 einen Raum im Rathaus für die, so weit ich sehe, erste Pogromgedenkfeier zur Verfügung stellte. Der Sozialdemokrat war ein aus dem Sudetenland Vertriebener. Auf seine Initiative hin wurde zur 2000-Jahr-Feier der Stadt 1985 eine *Woche der ehemaligen jüdischen Mitbürger* ausgerufen. Dazu lud die Stadt Jüdinnen und Juden

ein, die in der NS-Zeit aus der Stadt hatten fliehen müssen. Breuer sorgte dafür, dass die Wiedereröffnung der Synagoge gleichzeitig stattfand.⁷⁸

Entscheidende Hinweise für die Einladungen erhielt die Stadtverwaltung durch den damaligen Chefredakteur der *Augsburger Allgemeinen*. Mit seinem 1983 veröffentlichten Band *Der Leidensweg der Juden in Schwaben*, dem bis 2012 zehn weitere Bücher folgten, hat Gernot Römer die lokale Aufarbeitung der NS-Geschichte begonnen. Viele Adressen für die Einladung stammten aus seinem Fundus.⁷⁹ Nicht alle Angesprochenen folgten der Einladung der Stadt. Für manche war die Erinnerung an die in Augsburg erlebten Demütigungen zu schmerzhaft. Doch sechzig ehemalige Augsburgerinnen und Augsburger nahmen das Wagnis auf sich und kamen mit ihren Ehepartnern und Kindern in die Stadt, die sie vertrieben hatte, zurück. Am 1. September 1985 erlebten sie die feierliche Wiedereinweihung der Großen Synagoge.

Gleichzeitig mit der Wiedereinweihung der Synagoge wurde im westlichen Nebentrakt des Gebäudes ein Museum eröffnet. Es war das erste selbstständige Jüdische Museum im Nachkriegsdeutschland.⁸⁰ 1989 folgte Frankfurt, 1995 Fürth, 2001 Dorsten und Berlin, 2006 München. Konzipiert als Kulturmuseum sollte das Augsburger Museum nach dem Willen des Stifters die Schönheit und Pracht der jüdischen Religion zeigen. Deswegen wurden überwiegend Ritualgegenstände ausgestellt.⁸¹ Die meisten hatten die Kulturgemeinde sowie das Bayerische Nationalmuseum zur Verfügung gestellt. Eine besondere Bedeutung kam dem wiederhergestellten Kultraum zu. Da ihn die kleine Gemeinde nur noch an wichtigen Feiertagen zum Gottesdienst nutzte, erklärte Spokojny ihn zum „Hauptexponat“ des Museums.⁸² Die ungewöhnliche Schönheit des Baus kann seitdem jeder Museumsbesucher beim Rundgang von der Frauenempore aus auf sich wirken lassen.⁸³ Mit dieser erinnerungskulturellen Pioniertat verband der Museumsgründer den Wunsch, dass jüdische Kultur auch dann noch in der Stadt präsent sein möge, wenn in absehbarer Zukunft keine Juden mehr in Augsburg leben würden, wie damals zu befürchten war. Doch es kam anders.

DIE HEUTIGE GEMEINDE 1990–2018

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion kam es seit 1990 zur Einwanderung von alles in allem 200.000 Jüdinnen und Juden in die Bundesrepublik. Die Folge war ein erneuter tiefgreifender Wandel der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland.⁸⁴ Letztlich rettete die Zuwanderung den Bestand vieler Gemeinden, auch der Augsburger. 1990 zählte sie nur noch 195, zehn Jahre später 1.505 Mitglieder.⁸⁵

Die Augsburger Kultusgemeinde veränderte sich mit der Zuwanderung umfassend. Der Transformationsprozess verlief parallel zum epochalen Wandel, der mit dem Ende der europäischen Nachkriegsordnung am Ausgang des 20. Jahrhunderts verknüpft war.⁸⁶ Die deutsch-deutsche Vereinigung ließ die Einwohnerzahl von Augsburg innerhalb von zwei Jahren um fast 14.000 Menschen ansteigen. Infolge der Wirren in den Nachfolgestaaten der UDSSR und dem Bürgerkrieg in Jugoslawien wuchs die Zahl ausländischer Zuwanderer einige Jahre lang besonders stark an. Mehr als 40 Prozent der Augsburger hatten 2010 eine Zuwanderergeschichte. Heute stellen sie mit mehr als 43 Prozent fast die Hälfte der Stadtgesellschaft.⁸⁷ Unter den Zuwanderern machen die jüdischen Zuwanderer nur zehn Prozent, unter der Gesamtbevölkerung kaum mehr als einen halben Prozent aus.

Auch dieser Wandel der Gemeinde war konflikthaft. Angesichts einer Zuwanderung von mehr als 1.200 Menschen innerhalb weniger Jahre konnten Spannungen und Kontroversen nicht ausbleiben. Die polnischen Juden, die einst die dritte jüdische Gemeinde der Stadt dominiert hatten, gerieten in die Minderzahl. Ihre Erfahrungsgeschichte wurde von einer neuen, sowjet-russischen überdeckt. Wie eine Ironie der Geschichte wiederholte sich der Konflikt um eine gleichberechtigte Mitgliedschaft, den die polnischen Juden in den 1950er Jahren ausgefochten hatten, nun gegenüber den Juden aus den GUS-Staaten.⁸⁸ Erschwerend kam hinzu, dass mit dem Tod von Julius Spokojny 1996 zusätzlich ein Generationenwechsel in der Gemeindeleitung anstand. Nach mehrfachen, teils turbulenten Leitungswechseln wird

der Gemeindevorstand seit 2005 vollständig von „russischen“ Mitgliedern gestellt. Den Vorsitz übernahm der aus Taschkent stammende Rechtsanwalt Alexander Mazo (geb. 1957). Mit großer Konsequenz, zeitweise unter Kuratel des Landesverbandes, gelang ihm eine Konsolidierung der zerrütteten Finanzen und eine Stabilisierung der Gemeindestrukturen.⁸⁹

Aufbau einer religiösen Gemeinde

Da in der UDSSR die Pflege religiöser Traditionen nicht möglich war, brachten die neuen Gemeindeglieder meist wenig entsprechende Erfahrung mit. Für sie war die Synagoge vor allem ein Ort der Unterstützung und sozialer Kontakte.⁹⁰ Entsprechende Angebote dominierten das Veranstaltungsprogramm. Es fehlte die religiöse Tradition. Die Kommunikation zwischen der weitgehend russischsprachigen Gemeinde und dem ersten festan-



Landesrabbiner em. Dr. Henry G Brandt; JKMAS.

gestellten, aus Israel stammenden Nachkriegsrabbiner erwies sich als schwierig.

Für den Aufbau einer religiösen Gemeinde wurde deshalb die Anstellung des emeritierten Landesrabbiners von Westfalen-Lippe, Dr. h.c. Henry G. Brandt, 2004 zur entscheidenden Voraussetzung. Der Erfahrung und dem Charisma des 1927 in München Geborenen ist es zu danken, dass wieder religiöses Leben in der „Kehilla“ entstand. In der Amtszeit Brandts, der gleichzeitig auch das Rabbineramt in der liberalen Gemeinde in Bielefeld wahrnahm, fanden erstmals seit den 1960er Jahren wieder Beschneidungen, Bar Mizwa-Feiern und Hochzeiten in der Großen Synagoge statt. Allerdings rieb sich die Gemeindeleitung an der offenen Einstellung des Rabbiners, der lange Jahre der *Liberalen Rabbinerkonferenz in Deutschland* vorstand.⁹¹ An die Tradition der liberalen Vorkriegsgemeinde anzuknüpfen, schien dem neuen Gemeindevorstand weder möglich noch erwünscht. Dabei machte sich bemerkbar, dass alteingesessene Gemeindeglieder, die liberal-religiöse Traditionen hätten vorleben können, fehlten. Innerhalb der Stadtgesellschaft errang der seit Jahrzehnten an führender Stelle im christlich-jüdischen Dialog aktive Rabbiner große Anerkennung. Nicht zuletzt, weil ihm eine Öffnung der Synagoge in die Stadtgesellschaft gelang, hat ihn die Stadt 2015 zu ihrem Ehrenbürger ernannt.⁹²

Doppelte Integrationsleistung

Den Gemeindegliedern aus den GUS-Staaten wurde und wird noch immer eine doppelte Integration abverlangt. Sie ist heute, nahezu dreißig Jahre nach ihrer Ankunft, noch nicht abgeschlossen. Die offiziell als „Kontingentflüchtlinge“ bezeichneten Zuwanderer mussten sich in eine ihnen fremde religiöse Gemeinde und gleichzeitig in die deutsche Gesellschaft integrieren. Galten sie in der UDSSR als Juden („Ewrei“), so wurden und werden sie in Augsburg noch immer als Russen betrachtet. Nicht selten müssen sie sich die Frage gefallen lassen, ob sie überhaupt „richtige Juden“ seien.

Für die Erfahrungen und Fähigkeiten, die die Einwanderer aus der ehemaligen UDSSR mitgebracht haben, besteht wenig Interesse. Wer weiß, wie viele hochqualifizierte Techniker, Mediziner, Journalisten und Musiker mit eindrucksvollen Karrieren unter diesen Augsburger Zuwanderern leben?

Die Erfahrungen der heutigen Gemeinde mit der Integration in Augsburg sind unterschiedlich. Sie hängen nicht zuletzt vom Alter ab.⁹³ In der Regel haben sich die älteren, die bei der Einwanderung kurz vor der Rente stand, genügsam in einem „russischen Ghetto“ eingerichtet, auch wenn ihr in der Sowjetunion erworbener Rentenanspruch hier, anders als bei den Russlanddeutschen, nicht anerkannt wird. Verlierer der Übersiedlung sind in der Regel die Angehörigen der zweiten Generation. Sie mussten irgendwelche Jobs weit unter ihrem Ausbildungsniveau annehmen, um ihre Familie über die Runden zu bringen. ‚Angekommen‘ scheinen die Kinder, die hier in Kindergarten und Schule rasch die Landessprache lernten und oft über die Sportvereine integriert wurden. Viele beenden mit ausgezeichneten Ergebnissen ihre Schulausbildung. Zum Hochschulstudium verlassen dann viele die Stadt und gehen ins Ausland. Und so wird die Zukunft der jüdischen Gemeinde in Augsburg ganz wesentlich davon abhängen, wie sehr es ihr gelingt, offen und attraktiv für die junge Generation zu werden.

Vielfalt und Erinnerung

Ein Ergebnis der zusammengebrochenen Nachkriegsordnung ist die Vielfalt der Gesellschaft. Auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft herrscht Pluralität. So leben in Augsburg liberale wie neo-orthodoxe, fundamentalistische wie säkulare Jüdinnen und Juden. Nicht alle sind Mitglied der Kultusgemeinde oder fühlen sich in ihr zuhause.

Der Stellenwert der Holocausterfahrung hat sich geändert. Die Schoa ist nicht mehr für alle Juden der zentrale Referenzpunkt ihrer Identität.⁹⁴ Nicht wenige Zuwanderer aus der ehemaligen SU verstehen sich nicht als Opfer, sondern als Sieger des Zweiten Weltkriegs. Sie oder ihre Eltern haben Deutschland von Hitler befreit, woran sie nicht nur am 9. Mai erinnern. Die

Generation der Enkel von Schoa-Überlebenden beginnt, sich dagegen zu wehren, auf den Holocaust reduziert zu werden.

Sie sind alle mit einer deutschen Gedenkkultur konfrontiert, die sich in den letzten Jahren etabliert hat. Das Novemberpogrom bildet darin als Auftakt für die systematische, im Massenmord endende Verfolgung ein zentrales Datum. Aber das ist ein deutscher „Erinnerungsort“. Für die Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion ist das Datum weder mit persönlichen Erfahrungen, noch mit Erinnerungen verknüpft. Die zugewanderten Jüdinnen und Juden als Teil der Gesellschaft ernst zu nehmen, bedeutet deshalb, auch die Orte und Daten der Gewaltverbrechen, die Deutsche in der Heimat der Zuwanderer verübten, in das Gedenken aufzunehmen. Allen voran das Massaker in Babi Yar bei Kiew. Nicht wenige Mitglieder der aktuellen Gemeinde kommen aus diesem Teil der Ukraine. Dort haben im September 1941 Einsatzgruppen der SS und des Sicherheitsdienstes unter Hilfe der deutschen Wehrmacht an zwei Tagen mehr als 33.000 Menschen erschossen. Es war die größte einzelne Mordaktion an jüdischen Männern, Frauen und Kindern, die während des deutschen Vernichtungskriegs gegen die Sowjetunion durchgeführt wurde. Babi Yar wurde zum Synonym für den Massenmord an Juden durch Erschießen.⁹⁵ Diese Erfahrung prägt ganz wesentlich das Holocaustgedächtnis der Juden aus Russland. Im kollektiven Gedächtnis der deutschen Gesellschaft braucht auch diese Erinnerung einen Platz.

- 1 Mitteilung der Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland <https://fowid.de/meldung/mitglieder-juedischer-gemeinden-deutschland-1955-2016>. Siehe auch Michael Brenner, Judentum (nach 1945), publiziert am 03.05.2011; in: Historisches Lexikon Bayerns ([www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Judentum \(nach 1945\)](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Judentum_(nach_1945))), aufgerufen am 19.9.2019 sowie die erste Gesamtdarstellung der jüdischen Nachkriegsgeschichte in der BRD von Michael Brenner, Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945 – 1950, München 1995.
- 2 www.zwst.org/medialibrary/pdf/Gesamtstatistik-2017-kurz.pdf, aufgerufen am 19.9.2019.
- 3 Neben den literarischen Texten junger Juden wie Lena Gorelik, Wladimir Kaminer, Mirna Funk und anderen siehe den von Walter Homolka, Jonas Fegert, Jo Frank herausgegebenen Essayband, „Weil ich hier leben will ...“. Jüdische Stimmen zur Zukunft Deutschlands und Europas, Freiburg im Breisgau 2018.
- 4 Wie Anm. 2.
- 5 1930 lebten 1.030 Jüdinnen und Juden in Augsburg, 2015 waren es ca. 1500, vgl. www.ikg-augsburg.com/geschichte/. Damit gehört die Augsburger Kultusgemeinde zahlenmäßig hinter den zehn größten jüdischen Gemeinden in das Feld der Gemeinden mittlerer Größe in der Bundesrepublik, siehe Michael Brenner (Hg.), Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Politik, Kultur und Gesellschaft, München 2012, S. 443.
- 6 Siehe Michael Brenner, Die Augsburger Nachkriegsgemeinde, in: Benigna Schönhagen/Tatjana Neef (Hg.), Die Augsburger Synagoge – ein Bauwerk und seine Geschichte, Augsburg 2010, S.87-91 sowie Ders., Jüdisches Leben in Bayerisch-Schwaben nach 1945, in: Ders./Sabine Ullmann (Hg.), Die Juden in Schwaben, München 2013, S. 298-296.
- 7 Zur bundesweiten Entwicklung siehe Brenner, 2012.
- 8 Im Folgenden stütze ich mich auf die Ergebnisse einer vierteiligen Ausstellungsserie, die zwischen 2012 und 2016 unter meiner Leitung im Jüdischen Kulturmuseum erarbeitet und in vier zweisprachigen Katalogen dokumentiert wurden: Andrea Sinn, Gehen? oder Bleiben? Lebenswelten osteuropäischer und deutscher Juden in der Nachkriegszeit, 1945-1950. (=Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe, Bd.1, hrsg. von Benigna Schönhagen), Augsburg 2012; Dies., Zukunft im Land der Täter? Jüdische Gegenwart zwischen „Wiedergutmachung“ und „Wirtschaftswunder“, 1950-1969. (=Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe, Bd.2, hrsg. von Benigna Schönhagen), Augsburg 2013; Marc Wrasse, Fremd im eigenen Land. Zwischen Synagoge und Museum: die jüdische Gemeinde Augsburg, 1969-1990. (=Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe, Bd.3, hrsg. von Benigna Schönhagen) Augsburg 2015; Ders./Benigna Schönhagen, Im Übergang. Jüdische Gegenwart 1990-2010. (=Jüdisches Leben

- in Augsburg nach der Katastrophe, Bd.4, hrsg. von Benigna Schönhagen), Augsburg 2016.
- 9 Wie Anm. 1., vgl. dazu auch Dan Dinner, Im Zeichen des Banns, in: Brenner, 2012, S. 15-66.
 - 10 Brenner, 2012, S.10 sowie Ders., Das Ende des NS-Regimes und der Neuanfang für Überlebende vor 70 Jahren, in: Jüdische Allgemeine vom 14. April 2015.
 - 11 Jan Tomasz Gross, Angst. Antisemitismus nach Auschwitz in Polen, Berlin 2012.
 - 12 Den Begriff hatte der amerikanische Armeerrabbiner Abraham Klausner für die von ihm 1945 publizierte Namensliste der Geretteten geprägt, siehe Abraham Klausner, Sharit Ha-Plata Bavaria, vier Bände, Dachau 1945.
 - 13 Siehe Brenner, 2010.
 - 14 Die Zahlen differieren. Dr. Ernest I. Jacob, der Vorkriegsrabbiner der Gemeinde, zählt 1947 siebzehn Namen auf, siehe Gernot Römer, „An meine Gemeinde in der Zerstreuung“. Die Rundbriefe des Augsburger Rabbiners Ernst Jacob 1941-1949, hrsg. von Gernot Römer, Augsburg 2007, S.138 [im Folgenden „Rundbriefe“]. Im gesamten Bezirk Schwaben waren es etwa 70.
 - 15 Gernot Römer, Der Leidensweg der Juden in Schwaben. Schicksale von 1933-1945 in Berichten, Dokumenten und Zahlen, Augsburg 1983, S.43f.; Rundbriefe, S. 319.
 - 16 Vgl. Ingeborg Ooppel Urcia, Mutti war Jüdin. Eine Kindheit im Dritten Reich. Lebenserinnerungen von Juden aus Schwaben, Bd.6, hrsg. von Gernot Römer, Augsburg 2004.
 - 17 Siehe: Die Augsburger Synagoge – der Bau und seine Geschichte, hrsg. von Benigna Schönhagen/Tatjana Neef. Augsburg 2010.
 - 18 Sinn, 2012, S. 62-64.
 - 19 JKMAS, Gesprächsmitschnitte zur Ausstellungseröffnung 2012; vgl. auch Brenner, 2010.
 - 20 Rundbriefe, S.114 (August 1945).
 - 21 Ebd., S. 134 (März 1947).
 - 22 Sinn, 2012, S. 19.
 - 23 Ebd.
 - 24 Rundbriefe, S.119, 127; siehe auch Angela Bachmair, Ludwig Dreifuss, in: <https://gedenkbuch.erinnerungswerkstatt-augsburg.de/biography/ludwig-dreifuss/>.
 - 25 Rundbriefe, S.134 (März 1947).
 - 26 Ebd., S. 248.
 - 27 Schwäbische Landeszeitung vom 28. Juni 1946, abgebildet in Sinn, 2012, S. 19.
 - 28 Sinn, 2012, S. 51-54.
 - 29 Siehe Atina Grossmann/Tamar Lewinsky, Zwischenstation, in: Brenner, 2012, S. 67-113.

- 30 Siehe die Aufstellung von DP-Camps in Bayern von Jim C. Tobias <http://www.after-the-shoah.org/bayern-bavaria/>, aufgerufen am 1.10.2018.
- 31 Sinn, 2012, S. 47-65. Dort auch das Folgende.
- 32 Zum Schicksal von Benno und Anna Arnold, geb. Kahn siehe [http://gedenkbuch-augsburg.de/Benno Arnold](http://gedenkbuch-augsburg.de/Benno_Arnold), Gernot Römer, Bewährt im Untergang – Benno Arnold und das Ende der jüdischen Gemeinde, in: Schönhagen/Nee, S. 77-81, Winfried Nerdinger u.a. (Hg.), Bauten erinnern. Augsburg in der NS-Zeit, Berlin 2012, S.183.
- 33 Siehe den Bericht von Hanoach Gutfreund in: ebd., S. 80.
- 34 Sinn, 2012, S. 62-65. Vgl. auch die Mitschnitte von Gesprächen aus dem Jahr 2012 mit Hanoach Gutfreund und Esther Fritsch im Archiv des Jüdischen Museums Augsburg.
- 35 Ebd., S. 62-65. Siehe auch [hagalil.com/Deutsche und osteuropäische Juden in Augsburg 1945-1950](http://hagalil.com) (Jim G. Tobias) (aufgerufen am 2.11.2018).
- 36 Sinn, 2012, S. 60f.
- 37 Die Chuppa befindet sich in der Sammlung des Jüdischen Museum Augsburg (JKMAS #2004-31).
- 38 Rundbriefe, S.112.
- 39 So Else Eckert und Fred Regensteiner, 1947 und 1948 von Ernst Jacob übermittelt, in: ebd. S.140, 149f.
- 40 Souzana Hazan/Benigna Schönhagen, Das jüdische Kriegshaber. Geschichten von Häusern und Menschen in einem Augsburger Stadtteil, Augsburg 2016, S. 38. Siehe auch Yehuda Sheneff, Das Haus der drei Sterne. Die Geschichte des jüdischen Friedhofs von Pfersee, Kriegshaber und Steppach bei Augsburg, in Österreich, Bayern und Deutschland, Augsburg 2013.
- 41 Siehe <https://www.augsburg.de/kultur/erinnerungskultur/gedenkraum-im-rathaus/>, aufgerufen am 2.5.2019.
- 42 Siehe die Erinnerungen von Esther Fritsch, geb. Solomianski, und Hanoach Gutfreund, Eine Kindheit in Augsburg, in: Sinn, 2012, S. 79-83.
- 43 Ebd., S. 66-69.
- 44 Rundbriefe, S. 138/139. Dazu auch Wolfgang Benz, Judenfeindschaft ohne Ende? Erfahrungen nach dem Holocaust in Deutschland, in: Ders./Brigitte Mihok (Hg.), „Juden unerwünscht“. Anfeindungen und Ausschreitungen nach dem Holocaust, Berlin 2016, S. 11-36.
- 45 Siehe auch die Erlebnisse von Eva Labby, geb. Lamfromm in: Benigna Schönhagen, „... wie glücklich können wir sein, dass die Kinder in Sicherheit sind.“ Der Weg der Familie Lamfromm aus Augsburg. (=LEBENS LINIEN. Deutsch-jüdische Familiengeschichten, Bd.4), Augsburg 2011, S. 51.

- 46 Siehe auch die Bemerkung von Gertrud Dann, in: Gernot Römer (Hg.), *Vier Schwestern. Lebens-
erinnerungen von Elisabeth, Lotte, Sophie und Gertrud dann aus Augsburg.* (=Lebenserinnerun-
gen von Juden aus Augsburg, Bd.1), Augsburg 1998, S.126, Rundbriefe, S.167f.
- 47 Siehe die Darstellung im Ausstellungskatalog: *Bewahrt Eure Stadt ... Kriegsende und Neuan-
fang in Augsburg 1945-1950.* (=Beiträge zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 2, hrsg. Michael
Cramer-Fürtig), Augsburg 2005. Vgl. auch [hagalil.com/Deutsche und osteuropäische Juden in
Augsburg 1945-1950](http://hagalil.com/Deutsche_und_osteuropaische_Juden_in_Augsburg_1945-1950) (Jim G. Tobias).
- 48 <http://www.ikg-innsbruck.at/vorstand/>; <http://www.fu-berlin.de>,13. Einstein Lecture. Siehe
auch <https://www.jkmas.de/2012/06/zeitzeugenbesuch-zur-ausstellungseroefnung/> aufgeru-
fen am 15.9.2019.
- 49 Siehe die Gottesdienststörung von 1953 im Archiv der IKG Schwaben-Augsburg, Akt 69.
- 50 Siehe Mietek Pemper, *Der rettende Weg. Schindlers Liste. Die wahre Geschichte, Hamburg
2005* sowie <http://www.mietek-pemper.de/wiki/Hauptseite>.
- 51 Vgl. Friedrich G. Friedmann, *Heimkehr ins Exil, München 2001*; Der Film „Die Stille schreit“ von
Josef Pröll und Miriam Friedmann, zeigt die Familiengeschichte aus der Sicht seiner Tochter ,
<https://www.diestilleschreit.de/die-stille-schreit/film-begleitbrosch%C3%BCre/>.
- 52 Brenner, 1995, S. 129-133 und 2010, S. 88f.; Sinn, 2013, S.18-20.
- 53 Brenner, 2013, S. 290., Wrasse, S. 60f. Dort auch das Folgende. Siehe auch JKMAS, Konvolut
Julius Spokojny sowie die entsprechenden Sitzungsprotokolle im Archiv der IKG Augsburg.
- 54 Sinn, 2013, S.17 sowie JKMAS, Konvolut Julius Spokojny.
- 55 Siehe Julius Spokojny, *Der Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde in Augsburg-Schwaben, in:
Peter Fassl (Hg.), Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben, Bd. 2, Neuere Forschungen und
Zeitzeugenberichte.* (=Irseer Schriften), Stuttgart 2000, S. 413-421 sowie Wrasse, 2015, S. 60-62.
- 56 Constantin Goschler/Jürgen Lillicheicher (Hg.), „Arisierung“ und Restitution. Die Rückerstattung
jüdischen Eigentums in Deutschland und Österreich nach 1945 und 1989, Göttingen 2002. Vgl.
auch Katharina Rauschenberger, *Die Rückerstattungspraxis erbenlosen jüdischen Eigentums in
der französischen Zone am Beispiel der Judaica-Sammlungen aus Worms und Mainz, in: Eine
Krone für Magenza. Die Judaica-Sammlung im Landesmuseum Mainz, hrsg, von Andreas Len-
hardt, Petersberg 2015, S.65-80.*
- 57 Rundbriefe, S. 119.
- 58 Sinn, 2013, S.70, siehe auch Brenner, 2013, S. 290-292.
- 59 Sinn, 2013, S. 64f.

- 60 Siehe Gernot Römer, Es gibt immer zwei Möglichkeiten ... Mitkämpfer, Mitläufer und Gegner Hitlers am Beispiel Schwabens, Augsburg 2000, S.129-141, Sinn, 2013, S. 64.
- 61 Benigna Schönhagen, Die Augsburger Synagogenorgel – eine verstummte Tradition, in: Schönhagen/Neef, S. 49-54.
- 62 Siehe: Gebt Ehre der Lehre. Eine Erinnerung an die Einweihung der kleinen Synagoge und die Einführung der neuen Sefer Thora am Chanukkafest des Jahres 5724, dem 15. Dezember 1963, hrsg. von der Israelitischen Kultusgemeinde Schwaben/Augsburg, Augsburg 1963; Sinn, 2013, S. 48-53.
- 63 Brenner, 2013, S. 293.
- 64 Brenner, 2013, S. 292f, Sinn, 2013, S. 33f und Wrasse, 2015, S. 2-29.
- 65 Vgl. Constatin Goschler, Norbert Frei, José Brunner, Die Praxis der Wiedergutmachung: Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel, Göttingen 2009.
- 66 Sinn, 2013, S. 27, Wrasse, S.10-18.
- 67 Sinn, 2013, S. 81 (M.Melcer).
- 68 Sinn, 2013, S. 22 sowie <http://www.dig-augsburg.de/>, aufgerufen am 1.11.2018.
- 69 Siehe Wrasse, S. 30-37 sowie die Erinnerungen von Hella Goldfein, Eine jüdische Kindheit in Augsburg, in: Sinn, 2013, S. 82-89. Siehe auch Helen Epstein, Die Kinder des Holocaust. Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden, München 1987.
- 70 Siehe Hendryk M. Broder/Michael R. Lang, Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik, Frankfurt 1979 und Lea Fleischmann, Dies ist nicht mein Land. Eine Jüdin verlässt die Bundesrepublik, Hamburg 1980. Zu Augsburg siehe die Erinnerungen von Simon Schenavsky an seine Sozialisation in der Zionistischen Jugend, in: Wrasse, S. 97-99.
- 71 Wrasse, S. 86-89. Zur Situation in der BRD allgemein siehe Brenner, 2013, S. 287-294.
- 72 Wrasse, S. 26.
- 73 Wrasse, S. 38f.
- 74 Vgl. Zehn Jahre Wiedererrichtung der Synagoge Augsburg. Zehn Jahre Gründung des jüdischen Kultur museums Augsburg-Schwaben 1985-1995, hrsg. von der Stiftung Jüdisches Kultur museum, Augsburg 2001.
- 75 Die Entwurfsskizze ist in der Dauerausstellung des jüdischen Museums ausgestellt. Siehe auch Schönhagen, 2010.
- 76 Wrasse, S. 47-49. Dort auch das Folgende.
- 77 Siehe das Interview mit Hans Breuer in Wrasse, S. 92-96 sowie dessen Ansprache zur Woche der Brüderlichkeit, ebd., S. 54.

- 78 Ebd.
- 79 Ebd., S. 67.
- 80 Brenner, 2013, S. 204.
- 81 Siehe den Katalog der ersten Dauerausstellung: B[aruch] M. Ansbacher, Jüdisches Kulturmuseum Augsburg. Zeugnisse jüdischer Geschichte und Kultur, Augsburg 1985.
- 82 Ebd. Siehe auch Rolf Kießling, Das Museum in der Synagoge, in: Schönhausen/Neef, S. 125-137.
- 83 Auch die 2006 erneuerte Dauerausstellung bezieht den Kultraum ein, siehe Schönhausen, 2018.
- 84 Julius H. Schoeps, Willi Jasper, Bernhard Vogt, Russische Juden in Deutschland. Integration und Selbstbehauptung in einem fremden Land, Weinheim 1996. Vgl. auch Olaf Glöckner, Selbstbewusst, intellektuell, transnational – Jüdische Zuwanderung aus der UDSSR und GUS seit 1990, in: Jutta Fleckenstein/Piritta Kleiner (Hg.), Von ganz weit weg – Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion (= Ausstellungskatalog des Jüdischen Museums München), Berlin 2012, S.18-27, sowie Ausgerechnet Deutschland. Jüdisch-russische Einwanderung in die Bundesrepublik, hrsg. von Dimitrij Belkin und Raphael Gross (= Ausstellungskatalog des Jüdischen Museums Frankfurt am Main), Frankfurt am Main [2010].
- 85 Wrasse/Schönhausen, S. 18f.
- 86 Siehe Heinrich-August Winkler, Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte, Bd. II. Vom >Dritten Reich< bis zur Wiedervereinigung, München 2000.
- 87 Wrasse/Schönhausen, S. 18, siehe auch <https://www.augsburgwiki.de/index.php/AugsburgWiki/Geschichtedermigration>, aufgerufen am 1.10.2019.
- 88 Wrasse/Schönhausen, S. 22f. Siehe auch Miriam Friedmann, Nicht hier – nicht dort. Die Gemeinde zwischen gestern und heute, in: Schönhausen/Neef, S. 95-97.
- 89 Ebd. S. 22f.
- 90 Vgl. Interview mit Rabbiner Brandt in der Augsburger Allgemeinen vom 6.11.2018.
- 91 https://de.wikipedia.org/wiki/Allgemeine_Rabbinerkonferenz_Deutschland, aufgerufen am 25.9.2019.
- 92 Siehe die Rede des Zentralratsvorsitzenden der Juden in Deutschland zur Verleihung des Estrongo-Nachama-Preises an Rabbiner Brandt 2019: <https://www.zentralratderjuden.de/aktuelle-meldung/artikel/news/estrongo-nachama-preis/sowie> die Homepage der Gemeinde nach Brandts Rückzug aus Gesundheitsgründen im Frühjahr 2019: www.ikg-augsburg.com/rabbinat-2/.
- 93 Siehe Wrasse/Schönhausen, S. 92 sowie Gesichter der Migration. Portraits, Biografien, Lebensgeschichten. Ausstellungszeitung. Ein Projekt von Studierenden der Universität Augsburg, Augsburg 2016.

- 94 Vgl. Dan Diner, *Deutsch-jüdisch-russische Paradoxien oder der Versuch eines Kommentars aus Sicht des Historikers*, in: Berlin/Gross, S. 18-20.
- 95 Dieter Pohl, *Schauplatz Ukraine: Der Massenmord an den Juden im Militärverwaltungsgebiet und im Reichskommissariat 1941-1943*, in: Norbert Frei/Sibylle Steinbacher/Bernd Wagner (Hg.), *Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik*, München 2000, S. 135-173.

**Rückblick und Ausblick –
in Verantwortung Zukunft gestalten**

Antisemitismusprävention im Religionsunterricht

Elisabeth Naurath

1. Gedenken an die Reichspogromnacht: Impressionen einer Reise nach Bad Buchau

Gegenüber des Hotels im Zentrum des kleinen Badeortes Bad Buchau ist ein Platz mit einer Gedenktafel, die an eine der seltenen Glockensynagogen Deutschlands erinnert. Im Jahre 1839 wurde die feierliche Einweihung der überaus stattlichen Synagoge gefeiert – in einer Zeit als über ein Drittel der Bevölkerung jüdisch war und entscheidend zur Blüte Bad Buchaus beitrug. Fast genau 100 Jahre später wurde die Synagoge und damit die jüdische Gemeinde im wahrsten Sinne des Wortes zerschlagen: „Wie fast alle Synagogen in Deutschland wurde auch die Synagoge in Buchau in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 in Brand gesetzt. Der Brand war schnell gelöscht, da die Feuerwehr ausrückte und Juden und Christen gemeinsam löschten. Doch das Kommando aus Ochsenhausen wollte sich keine halbe Arbeit nachsagen lassen, so wurde in der darauf folgenden Nacht erneut Feuer gelegt. Dieses Mal durfte die Feuerwehr nur die angrenzenden Häuser schützen. Die Grundmauern der Synagoge waren 82 cm dick und deshalb reichte das Feuer nicht aus, um das Gotteshaus zu zerstören. Die Buchauer Juden mussten selber für die Sprengung aufkommen, die am 18. November 1938 von Ulmer Pionieren durchgeführt wurde. Heute steht eine Trauerweide an der Stelle, wo früher die Toralade stand“.¹

Im Hotel ‚Auf dem Kreuz‘ sind noch heute alte Fotos zu sehen, die das beeindruckende Gebäude der Synagoge zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegenüber dem auch schon damals etablierten Gasthaus zeigen. Auf der zu jener Zeit noch autofreien Straße sieht man spielende Kinder. Im Gespräch

mit dem betagten Seniorchef des heutigen Hotels erzählt dieser von seinen Kindheitserinnerungen und wie er oft bei seinen jüdischen Freunden in deren Familien zum Essen eingeladen war, weil seine Eltern wegen des Hotelbetriebs kaum Zeit für ihn hatten. Ja, man kann es sich gar nicht erklären, meint er, was damals passiert ist.

Kein Wunder, warum es so brisant ist, mit Schulklassen auf den Spuren der Lokalgeschichte forschendes Lernen zu initiieren. Da entstehen Widerstände, Scham und Schuld. ‚Irgendwo in Deutschland‘ ist bei genauerer Betrachtung ‚überall in Deutschland‘. Wer die Augen öffnet und hinsieht, findet die Spuren der Vernichtung jüdischen Lebens überall – in jeder deutschen Stadt!

Diese Eindrücke im Gedenken an die Reichspogromnacht führen zur Frage: Wie konnte das geschehen? Und ‚geschehen‘ hört sich hierbei viel zu passiv an. Die Massivität und Radikalität der Vorgehensweise in den so genannten Novemberpogromen zeigt meines Erachtens, dass das Feld längst bereitet war, der Antisemitismus strukturell so im Denken und Fühlen der Bevölkerung verwurzelt, dass keine massiven Proteste oder Widerstände angesichts brennender Synagogen zu erwarten waren.

Aus heutiger Sicht wünscht man sich und stellt sich vor, dass die Pfarrer jener Zeit in einer konzertierten Aktion die Glocken ihrer Kirchtürme hätten läuten lassen, ihre Gemeinden zu einem Protest versammelt hätten nach dem Motto ‚Mit uns nicht! Jeder Mensch ist ein Ebenbild Gottes. Seine Würde ist unantastbar.‘

Doch wie verhielten sich die Kirchen, als im November 1938 die Synagogen brannten? In Zeitzeichen, den evangelischen Kommentaren zu Religion und Gesellschaft, überschreibt Manfred Gaius seinen Beitrag zu dieser Frage mit dem Titel ‚Das große Schweigen‘!² Es gab keine offizielle Stellungnahme der evangelischen Kirche gegen die offensichtlichen Gewalttaten. Im Gegenteil: Die so genannten Deutschen Christen reagierten auf die No-

vemberpogrome begeistert, die Kirchenleitungen der Bekennenden Kirche jedoch schwiegen. Nur wenige Einzelpersonen leisteten Widerstand, sprachen auf der Kanzel oder im Religionsunterricht Klartext, indem sie für ihre jüdischen Mitbürger eintraten. Angesichts dieses Befundes stellt sich die Frage, wie christlich Deutschland eigentlich war? Inwiefern kann man angesichts der brennenden Synagogen von einer kirchlichen Institution sprechen, die christliche Werte vertrat? Oder müsste konkreter gefragt werden: Wie christlich und zugleich antisemitisch war Deutschland – als die Synagogen brannten?

Was implizieren diese Fragen für die Religionspädagogik, für das Anliegen religiöser Bildung, für den schulischen Religionsunterricht? Angesichts des im faschistischen Deutschland um sich greifenden, Menschen verachtenden Antisemitismus in einer christlich sozialisierten Gesellschaft scheint religiöse Bildung, die ja immer auch ethische Implikationen einschließt, versagt zu haben. Unweigerlich stellt sich die Frage: Warum war über all die Jahrhunderte Antisemitismusprävention kein dezidiertes Anliegen christlicher Erziehung?

Mit Blick auf die gegenwärtig – auch von der Evangelischen Kirche angesichts des Reformationsjubiläums³ – forcierte Aufarbeitung zur Person Martin Luthers, der mit seinen späten Hass-Schriften gegen Juden den gewaltbringenden Antisemitismus befeuerte, muss man heute sagen, dass es weder für den Religions- noch für den Geschichtsunterricht eine grundlegende Aufarbeitung bzw. eine Sensibilisierung gegeben hat, wie die neuere Bildungsmedienforschung gezeigt hat.⁴

Dass schulischer Religionsunterricht und kirchliche religiöse Erziehung bei einer Kirchenmitgliedschaft von über 90% zu beiden christlichen Konfessionen in jener Zeit bei der überwiegenden Mehrheit eben nicht zum Protest oder zum Widerstand führte, lag neben vielen anderen schwerwiegenden Gründen auch daran, auf diesen theologisch-ethischen Ernstfall keineswegs vorbereitet zu sein.

Was lernen wir daraus? History doesn't repeat itself, but it does rhyme – so Mark Twain. Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie reimt sich. Um diesen Reim quasi als Schema zu durchbrechen, muss sich die Struktur grundlegend ändern, die Struktur des Denkens und damit auch des Redens und Handelns. Wie grundlegend – das zeigt die Geschichte des Antisemitismus in Deutschland, ja sogar in Europa. Hierin liegt die friedenspädagogische Aufgabe heute angesichts eines nach 80 Jahren erneut aufflammenden Antisemitismus in unserer Gesellschaft.⁵ Eine bildungstheoretische Aufgabe für alle Fächer⁶ – dem Religionsunterricht kommt angesichts der gesellschaftlichen Tradierungsabbrüche zwar quantitativ eine kleiner gewordene, aber aus inhaltlichen Gründen besonders wichtige Rolle und Verantwortung zu.

2. Antisemitismus-Prävention: Begriffliche Klärungen

Der Antisemitismusbericht der Bundesregierung von 2011⁷ zeigte bereits, dass antisemitische Einstellungen und Haltungen quer durch die Alters- und Gesellschaftsschichten verläuft. Wie also kann man diesem flächendeckenden Phänomen vorbeugend begegnen?

Und: Was genau ist eigentlich Antisemitismus? Vom ursprünglichen Wort-sinn her bezieht sich der Begriff ‚Semit‘ auf alle Personen und Personengruppen, die sich nach biblischer Tradition auf Sem, den ältesten Sohn Noahs zurückführen lassen, d.h. im Prinzip die Völker des Nahen Ostens. Seit dem späten 19. Jahrhundert wurde und wird der Begriff ‚Antisemitismus‘ meist in rassistischer Perspektive exklusiv abwertend auf das Judentum bezogen. Der nur schwer definierbare Neologismus ist dabei weniger im Sinne eines theologischen Antijudaismus als vielmehr wesentlich globaler und allgemeiner zu verstehen, nämlich als ‚Sammelbezeichnung für alle Einstellungen und Verhaltensweisen, die den als Juden wahrgenommenen Einzelpersonen, Gruppen oder Institutionen aufgrund dieser Zugehörigkeit negative Eigenschaften unterstellen.‘⁸

Mit dem Sozialpsychologen Andreas Zick wird Antisemitismus im Anschluss an die US-amerikanische Forschung als soziales Vorurteil gesehen⁹, denn hier „vereinen sich religiöse, vermeintlich biologische und kulturelle Merkmale, aufgrund derer Menschen [sc. beispielsweise] als Juden/Jüdinnen kategorisiert und abgewertet werden. Wir definieren Antisemitismus im Folgenden als soziales Vorurteil gegenüber Juden/Jüdinnen, weil sie Juden/Jüdinnen sind.“¹⁰

Die pädagogisch – auch religionspädagogisch – interessante Frage ist hier also: Was wissen wir zur Entwicklung von sozialen Vorurteilen wie beispielsweise antisemitischen Einstellungen?

3. Entwicklungspsychologische Prämissen der Antisemitismusprävention

Implizite wie explizite Vorurteile entwickeln und verändern sich altersbezogen: Im frühen Kindesalter wurde ein steigender Ausprägungsgrad von Vorurteilen mit einem Höhepunkt bei 6-7 Jahren festgestellt. Im späteren Grundschulalter fallen Vorurteile häufig wieder ab, um sich in der Adoleszenz zu polarisieren.¹¹ Man spricht daher von einer Zick-Zack-Kurve der Vorurteilsbildung von der Kindheit bis zum Jugendalter: Für die Abnahme des Vorurteilsniveaus im späten Grundschulalter werden als Ursachen wachsende kognitive und sozioemotionale Fähigkeiten, eine erhöhte Sensibilität für soziale Normen sowie steigende Kontaktgelegenheiten mit Mitgliedern der Fremdgruppe angenommen.¹² Mit acht bis neun Jahren sind Kinder kognitiv in der Lage, zu verstehen, dass eine Meinung von den Überzeugungen einer anderen Person falsch sein kann, ab neun Jahren nutzen Kinder verstärkt soziale Vergleichsinformationen für die eigenen Bewertungen.

Die wenigen vorhandenen Längsschnittstudien belegen eine ungefähr hälftige Stabilität bzw. Veränderung von Vorurteilen zwischen 7 und 16 Jahren, d.h. man kann von einem 50%-igen Veränderungspotenzial von Vorurteilen ausgehen, wobei diese Entwicklung für die jeweils positive wie negative

Ausprägung von Vorurteilen gilt. Wichtig ist nun: Die Stabilität der Vorurteile ist umso größer, je früher sie ausgebildet wurden, weil die emotionale Verankerung durch das frühe Erwerbsalter intensiver ist. Ansonsten kann man sagen, dass folgende Faktoren zur Stabilisierung von Vorurteilen beitragen: (1) die Vermeidung von Fremdgruppenkontakt mit der Folge, dass Informationen, die Vorurteile entkräften könnten, umgangen werden, (2) eine selektive Wahrnehmung als kognitiver Mechanismus, der dazu führt v.a. vorurteils konsistente Informationen zu beachten bzw. zu speichern, d.h. man lässt sich sein negatives Bild immer wieder bestätigen und (3) die hohe Stabilität impliziter Einstellungen, die wenig Bezug zu aktuellen Lebensumständen haben, d.h. je weniger Möglichkeiten gegeben sind, korrigierende Erfahrungen hinsichtlich sich etablierender Vorurteile zu machen, desto stärker verhärten sich diese.

Ein wichtiger Einflussfaktor für die Reduzierung von Vorurteilen sind also vielfältige Kontaktmöglichkeiten zwischen der eigenen und der Fremdgruppe. Fehlende Kontaktmöglichkeiten gelten somit als Risikofaktoren. Diese Ergebnisse erklären das Phänomen, dass antisemitische Einstellungen besonders virulent werden, wenn wenig Kontaktmöglichkeiten zu jüdischen Menschen bestehen.

Mit Blick auf pädagogische Interventionsmöglichkeiten belegen diese Erkenntnisse, dass die Altersperiode zwischen 7–10 Jahren als eine äußerst sensible Phase in Bezug auf äußere Einflussmöglichkeiten auf die Vorurteilsbildung bei Kindern bezeichnet werden kann. Diese Phase wird als durchlässig beschrieben und der Einfluss durch die Auseinandersetzung mit anderen sozialen Gruppen sowie die bereits erwähnten Kontaktmöglichkeiten als besonders fruchtbar und positiv angesehen. Kurzum: Das Alter der 3./4.-Klässler kann als äußerst günstiges Fenster für eine aussichtsreiche Antisemitismusprävention gewertet werden.

4. Antisemitismusprävention als Auftrag der Schule

Natürlich bietet sich der schulische Unterricht als Lernort zur Prävention und Reduktion von Vorurteilen an: Zum einen erreichen wir auf Grund der Schulpflicht die gesamte Kohorte, zum zweiten ist Schule in der bildungstheoretischen Pflicht, die Achtung der religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen Anderer als Wert zu vermitteln. Eine besondere Rolle spielt hierbei die religiöse Toleranz: „Oberste Bildungsziele sind Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor religiöser Überzeugung und vor der Würde des Menschen(...)“¹³ – wie in Art. 131.2 der Bayerischen Verfassung beschrieben. Gemäß dem LehrplanPlus für den Evangelischen Religionsunterricht „lernen die Kinder, wie wichtig es ist, sich mit fremden Religionen und Weltdeutungen von Anfang an sachlich fundiert auseinanderzusetzen und Fremde und Fremdes zu verstehen. Leben in einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft kann so in kindgemäßer Weise angebahnt werden.“¹⁴

Der schulische Unterrichts- und Erziehungsauftrag im Blick auf eine Wertebildung, die sich auch als Vorurteilsprävention versteht, kann und muss somit auch im Religionsunterricht konkretisiert werden. Allerdings erstaunt gerade für den deutschen Kontext, dass die Antisemitismusprävention hier nicht explizit als Aufgabe des Religionsunterrichts genannt und als Kompetenzziel konkretisiert wird. So beklagen aktuelle Studien, dass die schulische Antisemitismusprävention bei weitem nicht ausreiche.¹⁵ Hierbei stellt die so genannte Schluss-Strich-Argumentation die größte Herausforderung für eine gelingende Pädagogik gegen Antisemitismus dar: Insbesondere in den höheren Jahrgangsstufen geht es nicht selten um eine entschiedene Abwehr weiterer reflexiver Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit – gepaart mit einem Fremdheitsgefühl gegenüber den als Dauerthemen wahrgenommenen Schuld- und Schamzusammenhängen. Eine maßgebliche Rolle mag spielen, mit welcher Motivation und Authentizität die Lehrkraft das Thema für wichtig erachtet oder nur – und Schülerinnen und Schüler spüren dies wie hochsensible Seismographen – mehr oder weniger lehrplangebunden arbeitet. Hier zeigt sich also auch die hochschuldidaktische Relevanz des Themas: Wie soll das an der Schule

Wirklichkeit werden, wofür Lehrkräfte nicht im Studium sensibilisiert wurden?

5. Inter- und intradisziplinäre Kooperation zur Antisemitismusprävention

Ein Schlüssel könnte in kooperativen Unterrichtsmodellen liegen, die im Rahmen eines werte-orientierten schulischen Bildungsauftrags ihre gesellschaftsrelevante Aufgabe darin sehen, Antisemitismusprävention gemeinsam, d.h. fächerverbindend, zu leisten. Einen solchen Weg haben wir im Rahmen der Interdisziplinären Forschungsstelle für Werte-Bildung der Universität Osnabrück gesucht, um insbesondere die Chancen der frühen Antisemitismusprävention in religiösen Bildungsprozessen der Grundschule zu erurieren und didaktisch zu fokussieren.¹⁶ Doch nicht nur fächerübergreifend, sondern auch im Blick auf die theologischen, interkonfessionellen und interreligiösen Bezugswissenschaften sind wir gefordert. Denn: Nicht nur im Kontext einer religiös begründeten ethischen Bildung, sondern auch in theologischer Hinsicht steht der Religionsunterricht in der besonderen Verantwortung, keine Antisemitismen zu transportieren bzw. antisemitische und antijüdische Tradierungsprozesse kritisch zu beleuchten und auf inhaltlicher wie methodischer Ebene zu reformulieren.

Dies betrifft im christlichen (wie muslimischen Kontext) eine antisemitismusfreie Auslegung der Bibel bzw. des Koran sowie eine Sensibilisierung für antijudaistische Tendenzen in der Geschichte christlicher und muslimischer Hermeneutik. Aber nicht allein antijudaistisch geprägte Bibelübersetzungen, sondern auch polarisierende Unterrichtsthemen und -materialien, die auf das Judentum bezogene bzw. mit dem jüdischen Glauben assoziierte Abwertungen als Negativfolie transportieren (z.B. Gesetz und Evangelium, ‚Gewalt‘ als angebliches Charakteristikum des alttestamentlichen Gottesbildes) sind bislang zu wenig ideologiekritisch bearbeitet worden. Nicht zuletzt zentrale christlich-theologische Inhalte wie Passion und Tod Jesu, die immer noch mit jüdischer Schuld konnotiert sind, bedürfen einer dezi-

diert kritischen Sichtung im Sinne einer impliziten oder expliziten Antisemitismusprävention.

Konkret heißt dies für die Lehramtsausbildung im Fach Religionslehre, dass die Synergien aller theologischen Fachwissenschaften nötig sind, um schon im Studium die kritische Sensibilität für jüdenfeindliche Spuren christlicher – und natürlich auch anderer – Traditionen zu wecken, um später in der eigenen Unterrichtsplanung und -gestaltung nicht mehr oder weniger unbewusst in Fahrwasser zu geraten, die Stereotypisierungen und Feindbilder transportieren. Dies beginnt schon bei der Auswahl der Bibelübersetzung, der hermeneutischen Frage eines Zusammenhangs der heiligen Texte von Thora, Bibel und auch Koran, der Vermittlung von Dogmatik und Ethik, über (kirchen)historische Entwicklungen bis zu Fragen der interreligiösen Verständigung hinsichtlich praktisch-theologischer Handlungsfelder (Gebetsritualen, Festliturgien, Seelsorgekonzepten, religiöse Sozialisation und Bildung...). Deutlich zeigt sich die Komplexität des Anliegens, die einerseits Forschungsverbünde und andererseits unterrichtspraktische Maßnahmenkataloge plausibel macht. Im Folgenden können nur thesenartige Markierungen als Ansatzpunkte einer Antisemitismusprävention im Religionsunterricht genannt werden.

6. Ansatzpunkte zur Antisemitismusprävention im Religionsunterricht

6.1 Für eine lebensgeschichtlich frühe Prävention:

Gegenwärtig zeigt sich – auch bedingt durch entwicklungs- und sozialpsychologische Studien – ein religionsdidaktisch starkes Plädoyer zur lebensgeschichtlich frühen Prävention antisemitischer Einstellungen. Das heißt: insbesondere die Grundschuldidaktik ist hier hinsichtlich religiöser Bildungschancen im Sinne einer friedenspädagogisch ausgerichteten Vorurteilsprävention gefragt.

6.2 Die Vielfalt und die Authentizität jüdischen Lebens vermitteln:

In Einklang mit der ‚Gemeinsamen Erklärung des Zentralrats der Juden in

Deutschland und der Kultusministerkonferenz zur Vermittlung jüdischer Geschichte, Religion und Kultur in der Schule' muss das Ziel sein, „das Judentum in seiner Vielfalt und Authentizität in der Schule zu thematisieren sowie den Schülerinnen und Schülern ein lebendiges und differenziertes Bild des Judentum zu vermitteln“.¹⁷

Hier scheinen zwei Dimensionen elementar:

Zum einen geht es darum, die Bereicherung des wissenschaftlichen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Lebens durch Jüdinnen und Juden zu entdecken. Anders gesagt: dem Bild der Ausgrenzung und Verfolgung ist ein positives Bild des lebendigen Judentums entgegenzusetzen. Mit Blick auf die emotionale Lerndimension ist es wichtig, dass die Schüler und Schülerinnen das Thema Judentum nicht nur mit Schrecken, Grauen, Schuld und Scham verbinden, sondern ihr Interesse am Thema ‚Judentum‘ vorrangig positive Gefühle im Sinne von Interesse, Bereicherung und Wertschätzung auslöst.

Zum anderen geht es im Kontext religiöser Bildung darum, die lebendige Vielfalt des jüdischen Glaubens, ihrer Feste und Rituale in deren Alltagsbezug kennenzulernen. Da nicht selten die Tendenz besteht, sich fremde Religionen als homogene Blöcke vorzustellen, die auf fest definierten, dogmatisch konnotierten Standpunkten einander begegnen, kommt der individuellen Begegnung mit Menschen anderen Glaubens eine besondere Bedeutung zu, um die Gebundenheit von Religiosität an lebensgeschichtliche Kontexte, regionale Einflüsse oder situative Bedingungen nachvollziehen zu können. Das ist wichtig, um stereotype Bilder einseitiger, vielleicht fundamentalistischer Strömungen einer Religion durch plurale Phänomene zu ergänzen und auszugleichen. So liegt aus der Perspektive der Religionspädagogik eine Chance interreligiösen Lernens darin, dass in der Praxis des Religionsunterrichts Kinder und Jugendliche nicht nur über eine Religion informiert werden, sondern konkret in der Begegnung mit Menschen anderer Religionen Glaubensinhalte und -formen verstehen können.

6.3 Was heißt das konkret?

„Die Religion des Judentums kennenlernen, Fremdheit abbauen und Dialog führen“ – das ist beispielsweise das Anliegen des im niedersächsischen Kontext sehr erfolgreichen Projekts „Judentum begreifen“. ¹⁸ Allerdings wurde bei der Durchführung des Projekttagess „Judentum begreifen“ in der 4. Jahrgangsstufe deutlich, dass eine Nichtthematisierung des Holocaust inadäquat erschien – zumal diesbezügliche Assoziationen von Kindern als Fragen geäußert wurden. Auffallend war hierbei, dass viele Kinder über die Medien bereits zufällige und daher unzusammenhängende Informationen „aufgeschnappt“ hatten. Allerdings zeigte ein Forschungsprojekt mit Befragungen von Grundschulkindern, dass diesbezüglich mit problematischem Halb- oder Falschwissen zu rechnen ist. So bewies das Ergebnis einer nicht-repräsentativen Befragung mit 28 Viertklässler, dass 92% das Wort „Holocaust“ noch nie gehört hatten, aber 89% mit dem Namen Hitler etwas anfangen konnten. Erschreckend waren auch einzelne Äußerungen zu der Frage, was fällt dir zu dem Wort „Jude“ ein?, die deutlich Nichtwissen bzw. Vorurteile zeigten. ¹⁹

Für den Religionsunterricht in der Grundschule in Deutschland steht eine kritische Rezeption des erziehungswissenschaftlichen Diskurses um eine Holocaust-Didaktik jedoch noch weitgehend aus. Es gibt bereits im internationalen Kontext elaborierte Kriterienkataloge, wie Kinder gewinnbringend und doch verantwortlich im geschützten Rahmen an diese schwere Thematik herangeführt werden können.

6.4 Ausblick: Neue Situationen erfordern neue Wege

„Nach dem Motto: Die Abwesenden haben Unrecht“, liegt ein Schlüssel für das Vermeiden von Kommunikationsproblemen darin, dass die Kommunikationspartner*innen anwesend sind. Anknüpfend an die Erkenntnisse der Vorurteilsforschung kann die Genese von Stereotypisierungen am ehesten verhindert werden, wenn man in Kommunikation tritt, sich begegnet, kennenlernt und Beziehung aufbaut. Nicht nur dass im gemeinsamen Lernen über, von und mit anderen Religionen Verabsolutierungen, Fundamentalis-

men und Abgrenzungen schwieriger werden, es ist auch so, dass das Entdecken von Unterschieden hilfreich ist, um eigene Positionen zu klären und Identitätsgefühle aufzubauen. Gute Voraussetzungen sind klare Strukturen und Gesprächsformen sowie ein geschütztes Klima der gegenseitigen Wertschätzung. Mit dem Zertifikat Interreligiöse Mediation²⁰ wurde an der Uni Augsburg erstmalig die Lehr- und Lernsituation geschaffen, dass Studierende unterschiedlicher Konfessionen und Religionen in einen konstruktiven Dialog über Religion und Religionen einsteigen. Das ist nicht nur überaus befruchtend, sondern auch spannend und inspirierend, um Differenzsensibilität zu erlernen. Damit ist auch eine Plattform geschaffen, die Juden und Muslime in einen konstruktiven Dialog bringt. Mit dem Besuch von Lehrveranstaltungen, in denen quasi ‚ipsissima vox‘ eine der abrahamischen Religionen ihre Theologie entfaltet, ist ein Raum geschaffen, der in der inhaltlichen Beschäftigung mit verbindenden und trennenden theologischen Zugängen und in der Begegnung Vorurteile abbauen kann. Interreligiöser Dialog wird so schon im universitären Lehramtsstudium eingeübt – übrigens mit Spaß und Entdeckerfreude –, um von dieser Erfahrung ausgehend auch im späteren Schulalltag als Religionslehrkraft nach Formen der religiösen Kooperation zu theologischen Themenbereichen zu suchen. Welcher Gewinn darin liegt, wenn auf diese Weise auch unterrichtliche Gesprächssituationen geschaffen werden können, in denen antisemitische Einstellungen auch muslimischer Jugendlicher artikuliert werden können, ist offensichtlich. Das Anliegen der Antisemitismusprävention erhärtet selbstverständlich auch die politische Forderung nach einem flächendeckenden Angebot Islamischen Religionsunterrichts in Bayern. Wir brauchen gesicherte institutionelle Orte und Zeiten, um auf der Basis einer wissenschaftlich soliden Ausbildung und mit bildungstheoretischer Fundierung Wege gehen zu können, auch antisemitische Einstellungen von muslimischen Heranwachsenden kritisch zu reflektieren und möglichst zu überwinden. Das wird uns nur gelingen, wenn wir die Heranwachsenden in den Schulen mit qualifizierten und engagierten Religionslehrkräften erreichen und möglichst auch in Unterrichts Kooperationen mit den anderen Theologien in einen konstruktiven Diskurs einbinden.

Es ist aus meiner Sicht höchste Zeit, diese Wege zukunftsorientierter Antisemitismusprävention im Religionsunterricht einzuschlagen und möglichst frühzeitig jede Chance der Prävention zu nutzen. Besser spät als nie!

- 1 Mayenberger, Charlotte: Juden in Buchau. Buchau 2008, 36.
- 2 Gailus, Manfred: Die Kirchen und das Novemberpogrom. In: *Zeitzeichen* 19 (2018), 45-47, 45.
- 3 Vgl. hierzu eine Reformulierung der Grundanliegen der Reformation aus der Perspektive des christlich-jüdischen Dialogs bei Marksches, Christoph: Reformationsjubiläum 2017 und der jüdisch-christliche Dialog. In: *Studien zu Kirche und Israel. Kleine Reihe 1*. Göttingen 2017.
- 4 Albers, Helene: Luthers Judenfeindschaft – ein blinder Fleck im Geschichtsschulbuch. In: Bernhard, Roland/ Hinz, Felix/ Maier, Robert (Hg.): *Luther und die Reformation in internationalen Geschichtskulturen. Perspektiven für den Geschichtsunterricht. Studien des Georg-Eckert-Instituts zur internationalen Bildungsmedienforschung* 145. Göttingen 2017, 315-333.
- 5 Vgl. hierzu auch: Lipstadt, Deborah: *Der neue Antisemitismus*. München 2018; Blume, Michael: *Warum der Antisemitismus uns alle bedroht. Wie die neuen Medien alte Verschwörungstheorien befeuern*. Ostfildern 2019.
- 6 Vgl. Matthes, Eva/ Meilhammer, Elisabeth (Hg.): *Holocaust Education im 21. Jahrhundert*. Kempten 2015.
- 7 Deutscher Bundestag (Hg.): *Antisemitismus in Deutschland – Erscheinungsformen, Bedingungen, Präventionsansätze. Bericht des unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus*. Drucksache 17/7700. Berlin 2011.
- 8 Ebd. 9. 9 Zick, Andreas/Küpper, Beate: Transformed anti-Semitism – a Report on anti-Semitism in Germany. *Journal für Konflikt- und Gewaltforschung* (7) 2005, 50-92.
- 9 Zick, Andreas/Küpper, Beate: Transformed anti-Semitism – a Report on anti-Semitism in Germany. *Journal für Konflikt- und Gewaltforschung* (7) 2005, 50-92.
- 10 Zick, Andreas, Küpper, Beate, Hövermann, Andreas: *Die Abwertung der Anderen: Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung*. Berlin 2011, 46.
- 11 Poteat, V. Paul: Peer group socialization of homophobic attitudes and behavior during adolescence, in: *Child Development*, 78 (2007), 1830-1842.
- 12 Raabe, Tobias / Beelmann, Andreas: Development of Ethnic, Racial, and National Prejudice in Childhood and Adolescence: A Multinational Meta-Analysis of Age Differences. In: *Child Development* 82 (2011), 1715-1737.
- 13 Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit München (Hg.): *Verfassung des Freistaates Bayern*. München 2009, 63.
- 14 <https://www.lehrplanplus.bayern.de/fachprofil/grundschule/evangelische-religionslehre> (Zugriff am 13.5.19).

- 15 Vgl. zum Beispiel Wetzel, Juliane: Neuer Antisemitismus oder Aktualisierung eines alten Phänomens. Eine Bestandsaufnahme, in: Schmid, H.-J./ Frede-Wenger, B. (Hg.), Neuer Antisemitismus? Herausforderungen für den interreligiösen Dialog. Berlin 2006, 9-30.
- 16 Mokrosch, Reinhold / Naurath, Elisabeth / Wenger, Michéle (Hg.): Antisemitismusprävention in religiösen Bildungsprozessen der Grundschule. (erscheint Göttingen 2020).
- 17 https://www.kmk.org/fileadmin/Dateien/pdf/PresseUndAktuelles/2016/2016-12-08_KMK-Zentrtrat_Gemeinsame-Erklaerung.pdf (Zugriff am 16.5.19).
- 18 Naurath, Elisabeth / Rosenow, Heide: ‚Judentum begreifen‘ – Ein dialogisches Konzept zum interreligiösen Lernen in der Grundschule, in: Pelikan 3 (2011) 118–121.
- 19 Naurath, Elisabeth: German Children and their Knowledge of Judaism and the Holocaust, in: Parker, Stephen G. / Freathy, Rob / Francis, Leslie J. (Hg.): History, remembrance and religious education, Oxford 2015 (Religion, education, and values 7), 45–54. 20 Naurath, Elisabeth: Zusatzqualifikation Interreligiöse Mediation – ein Angebot für alle Lehramtsstudierenden an der Universität Augsburg. In: Eisenhardt, Saskia / Kürzinger, Kathrin S. / Naurath, Elisabeth / Pohl-Patalong, Uta: Religion unterrichten in Vielfalt. Konfessionell – religiös – weltanschaulich. Göttingen 2018, 330–333.

Die ‚dritte Generation‘ seit der Schoa.

Jüdisches Leben heute – im Spiegel literarischer Texte

Georg Langenhorst

Gedenktage wie die ‚Reichspogromnacht‘ lenken den Blick zurück in die Geschichte. Sie betonen den unverzichtbaren Wert von Erinnerung und setzen auf die Chancen des Lernens aus Erfahrung. Aber wer sind eigentlich die Subjekte dieser Prozesse? Zielt gerade die Erinnerung an die Schoa auf die Mehrheitsgesellschaft oder auf die Gruppe der im deutschen Sprachraum lebenden Jüdinnen und Juden? Welche Bedeutung haben derartige Erinnerungsprozesse für das Judentum der Gegenwart?

*Eine Möglichkeit zur Beantwortung dieser Fragen liegt im Blick auf die literarischen Werke von deutsch-jüdischen Autor*innen unserer Zeit. In ihren Werken gerinnen eigene Erfahrungen, gestaltet in ästhetischer Formung. Wie also spiegelt sich das heute bei uns gelebte Judentum im Medium der Literatur? Welche Bedeutung kommt dabei der Erinnerung zu? Diesen Fragen widmet sich der folgende Beitrag.*

Wenn im Folgenden von einer ‚deutsch-jüdischen Literatur‘ die Rede ist¹, muss man sich zunächst bewusst sein, dass schon diese aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stammende Bezeichnung als solche umstritten ist. Neben der polemisch-ideologischen Verwendung des Begriffs seitens der völkischen Germanistik war und ist die deutschsprachige Literatur jüdischer Autor*innen auch Gegenstand einer breiten und äußerst kontrovers geführten binnenjüdischen Debatte. Der lebendige aktuelle Diskurs über die ‚deutsch-jüdische Literatur‘² ist in jedem Fall Ausdruck eines Interesses nicht nur für die vergangene Geschichte, sondern mehr noch für die Gegenwart und darin für die überraschende *Lebendigkeit deutschsprachiger jüdischer Kultur und Religion*. Als sinnvolle und weithin konsensfähige Be-

griffsbestimmung erweist sich dabei etwa die folgende: Unter ‚deutsch-jüdischer Literatur‘ versteht man „das literarische Werk jüdischer Autoren deutscher Sprache, in dem explizit oder implizit in irgendeiner Form jüdische Substanz erkennbar ist – als jüdische Thematik, Motivik, Denkformen oder Modelle“.³

1. Die ‚erste‘ und ‚zweite‘ Generation deutsch-jüdischer Literaten nach der Schoa

Die Stimme der deutsch-jüdischen Literatur schien nach der Katastrophe der Schoa⁴ verstummt, dem Massenmord der Nazis zum Opfer gefallen. „Nach menschlichem Ermessen“, schrieb *Siegmund Kaznelson* in der Einführung zu seiner vermeintlich „abschließenden Anthologie“ über das „Jüdische Schicksal in deutschen Gedichten“ im Jahr 1959, gehe „die deutschsprachige Dichtung jüdischen Inhalts mit unserer und vielleicht der nächsten Generation zu Ende“.⁵

Erst seit Beginn der 1960er Jahre wuchs allmählich das Bewusstsein, dass es eben doch noch eine Generation jüdischer Schriftsteller*innen *nach* der Schoa gab, die weiterhin auf Deutsch schrieb. Im Nachhinein wird man sie als die ‚erste Generation‘ deutsch-jüdischer Literaten nach der Schoa bezeichnen. Einige von ihnen lebten außerhalb Deutschlands und Österreichs, hatten im Exil die Schoa überlebt und zogen auch nicht in den deutschen Sprachraum zurück: *Nelly Sachs*, *Paul Celan* oder *Erich Fried*. Andere kehrten nach langen Jahren des Exils in Länder des deutschen Sprachraums zurück: *Rose Ausländer*, *Hilde Domin*, *Anna Seghers*, *Elias Canetti*, *Grete Weil*, *Stefan Heym*, *Wolfgang Hildesheimer* oder *Jurek Becker*. Die meisten Werke dieser Schriftsteller*innen waren ganz darauf konzentriert, die Schoa zu versprachlichen, „dem Erlebten einen Ausdruck zu geben“⁶, den unfassbaren Genozid einerseits zu bezeugen, um ein Vergessen zu verhindern, andererseits mit der Erinnerung so umzugehen, dass ein Weiterleben möglich wurde. Nur langsam fanden diese Autor*innen Gehör, nur zögerlich öffnete sich die auf Vergessen, Neuanfang und Aufbau konzentrierte Nachkriegs-

gesellschaft den mahnenden Stimmen und sprachlich fixierten Auseinandersetzungen mit der Notwendigkeit des Erinnerns.

Mit Beginn der 1990er Jahre etablierte sich dann eine neue – die ‚zweite‘ – Generation deutsch-jüdischer Literatur, die sich von der ersten Generation deutlich abhebt. Viele dieser Schriftsteller*innen – geboren entweder noch im Zweiten Weltkrieg, die meisten jedoch danach – waren Remigranten, aufgrund eigener Entscheidung oder mit ihren Eltern in deutschsprachige Länder zurückgekehrt. Andere wuchsen hier auf, meist in nur schwach jüdischer Prägung, um sich dann später ihrer Herkunft bewusst zu werden und diesen Prozess literarisch zu schildern. Nicht so sehr der Blick zurück charakterisiert ihr Schreiben, sondern der Blick auf die Möglichkeiten und Schwierigkeiten eines gegenwärtigen Lebens als Jüdin oder als Jude in Deutschland, Österreich oder der Schweiz. Das aber ändert Selbstverständnis, Ton und Stil: Mit „großer Geste“ treten sie als Juden in die Öffentlichkeit, und wenn ihre Elterngeneration „die Opferrolle“ vehement „ablehnte“, so lehnen sie nun „auch die Versöhnerrolle“⁷ dezidiert ab.

Geradezu demonstrativ schildern sie ein aktuelles Jüdischsein in nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaften, das sich nicht mehr ausschließlich über die Schoa und die Übermacht der Vergangenheit von Antisemitismus und Verfolgung definiert. Neben dem kritischen Blick auf die eigene Elterngeneration, die sich angesichts der fortbestehenden antisemitischen Grundtendenz ihrer Lebensumwelt größtenteils als Juden unsichtbar zu machen versuchte, ihr Judentum herunterspielte oder versteckte, stellen sie nun die ihrer Meinung nach verkrampften Erinnerungs- und Bewältigungsrituale, die eingefahrenen Diskurs- und Wahrnehmungsraster sowie Befangenheiten zwischen Juden und Nichtjuden im ‚Nachauschwitz-Deutschland‘ in Frage.

In Form und Inhalt knüpfen diese Schriftsteller*innen literarisch weniger an den Werken ihrer deutschsprachigen Vorgängergeneration an, als vielmehr immer wieder an den erzählerischen Entwürfen amerikanisch-jüdischer Autoren wie *Saul Bellow*, *Henry Roth*, *Bernard Malamud* oder *Philip*

Roth, in welchen der (mit-)erzählte Alltag jüdischen Lebens eine selbstverständliche Rolle spielt. Nur die wichtigsten Autor*innen dieser nach wie vor literarisch produktiven ‚zweiten‘ Generation können hier genannt werden: *Mirjam Pressler* (*1940), *Katja Behrens* (*1942), *Robert Schindel* (*1944), *Rafaël Seligmann* (*1947), *Anna Mitgutsch* (*1948), *Barbara Honigmann* (*1949), *Esther Dischereit* (*1952) oder *Robert Menasse* (*1954).

Die Werke dieser Autor*innen zeichnen sich durch eine inhaltliche wie formale Vielgestaltigkeit aus. Keineswegs bilden sie so etwas wie eine eigene literarische ‚Schule‘. Weder wird hier von einer ‚in sich geschlossenen oder homogenen Gruppe‘ ausgegangen noch ‚die Vorherrschaft eines gewissen stilistischen Verfahrens behauptet‘⁸, wie *Thomas Nolden* schon 1995 klarstellt. Gleichwohl ‚wird ihre literarische Arbeit von Vektoren beeinflusst, die von verschiedenen Positionen ausgehen, aber auf gemeinsame Bezugspunkte ausgerichtet sind‘⁹. Diese Bezugspunkte liegen vor allem in einer inhaltlichen Gemeinsamkeit: Im Werk dieser Autor*innen mit ‚sehr unterschiedlichen Lebensläufen und Sozialisationen‘¹⁰ wird die literarische Auseinandersetzung mit dem in der Gegenwart gelebten Judentum zu einem zentralen Themenstrang ihres Schreibens.

2. Die ‚dritte Generation‘ deutsch-jüdischer Literaten nach der Schoa

Ging es dieser ‚zweiten Generation‘ zunächst – mit den Worten *Barbara Honigmanns* – um so etwas wie die ‚Wiedereroberung‘ des ‚Judentums aus dem Nichts‘¹¹, so geht es seit der Jahrhundertwende um die Behauptung eines eigenen, auf Gegenwart und Zukunft bezogenen Profils. Ergänzend zur *Erinnerungskultur* braucht es heute eine neue *Wahrnehmungskultur* im Blick auf *gegenwärtig gelebtes Judentum*. Wo die ‚zweite Generation‘ erst einmal die weithin verdrängte Schoa thematisieren, überhaupt auf die Weiterexistenz von Juden im deutschsprachigen Raum aufmerksam machen, ein Leben hier angesichts der Option einer Existenz in Israel rechtfertigen musste, verschieben sich für eine ‚dritte Generation‘ zwangsläufig die Schwerpunkte.

Von der Schoa weiß man selbst auch nur aus Dokumenten, Archiven und Museen sowie aus Filmen und dem Fernsehen. Nur noch selten erinnert man sich an Erzählungen überlebender Familienmitglieder, die weit häufiger schweigen als über ihre grauenvollen Erfahrungen und Bezeugungen reden wollen. Oft genug findet sich aber auch der Gegenzug: Jüngere Jüdinnen und Juden wollen selbst nicht auf dieses Thema, diese Erinnerungspflicht festgelegt werden. So ist es inzwischen unübersehbar, dass sich spätestens seit der Jahrhundertwende eine Generation von noch einmal jüngeren deutschsprachigen jüdischen Autor*innen etabliert hat, die in großer Selbstverständlichkeit gegenwartsbezogene jüdische Lebens- und Glaubenswelten in ihr literarisches Schreiben integriert. In all diesen Beobachtungen spiegelt sich ein „Prozess der Sichtbarwerdung der in Deutschland lebenden, sich schriftstellerisch betätigenden Juden“¹², eine neue Präsenz von „Jüdischkeit“¹³ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Von der sich neu herausbildenden Tradition der damit in knappen Strichen charakterisierten ‚dritten Generation‘ können erneut nur wenige herausragende Repräsentanten benannt werden: *Maxim Biller* (*1960), *Doron Rabinovici* (*1961), *Vladimir Vertlib* (*1966), *Benjamin Stein* (*1970) oder *Lena Gorrelk* (*1981).

Charakteristisch für diese Generation ist ein radikaler, nicht nur demographischer Wandel, der die hiesigen jüdischen Gemeinschaften von Grund auf verändert hat: Nach dem ‚Fall der Mauer‘ wanderten seit Anfang der 1990er Jahre zahllose russische oder aus anderen osteuropäischen Ländern stammende Juden in den deutschen Sprachraum ein, vor allem nach Deutschland, aber auch nach Österreich und in die Schweiz: die so genannten „Kontingentflüchtlinge“¹⁴. Die genauen Zahlen sind nicht bekannt: Mehr als 220.000 jüdische *Auswanderer* aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion zählt man allein zwischen 1989 und 2005, die Zahl der tatsächlichen *Einwanderer*, die sich in jüdischen Gemeinden registrieren ließen, liegt bei knapp der Hälfte.¹⁵

In der Sowjetunion war das Judentum offiziell keine Religion, sondern eine Volkszugehörigkeit, die im Pass eingetragen wurde. Diesem Kriterium zufolge wurde die Einreise genehmigt. Die kleinen, völlig überalterten jüdischen Gemeinden in Deutschland sahen sich plötzlich mit einer vier- bis fünfmal so großen Zahl von Einwanderern konfrontiert, die als Juden galten, aber ganz anders waren als sie selbst: russisch sprechend, auf der Suche nach Integration und materieller Sicherheit, im Blick auf ‚ihre‘ Religion fast völlig unwissend und kaum praktizierend. Die sich aus dieser Konstellation ergebenden Herausforderungen, Konflikte und Spannungen zwischen Alteingesessenen und Neuzugewanderten bestehen bis heute.

„Die jüdische Minderheit in Deutschland ist ethnisch, kulturell und religiös heterogener geworden“¹⁶, bilanziert *Karen Körber* den dadurch ausgelösten „Wandel der jüdischen Gemeinden in Deutschland“: Ohne die russischen Immigranten, darin sind sich alle Beobachter einig, wäre die hiesige jüdische Gemeinschaft „kaum noch überlebensfähig gewesen“. Einige der Schriftsteller*innen der ‚dritten Generation‘ stammen direkt aus dieser Gruppe der Immigranten. Und fraglos sind – mit *Willi Jasper* gesprochen – gerade die „Texte russisch-jüdischer Autoren ein großer Gewinn für die deutschsprachige Gegenwartsliteratur“¹⁷. Verdeutlichen wir die Dimensionen dieses „Gewinns“ anhand eines besonders aussagekräftigen Beispiels.

3. Lena Gorelik: „ehrlich gesagt nicht besonders religiös“

In *Lena Gorelik*s (*1981) Werk¹⁸ spiegelt sich beides zugleich: ein zeitgenössisches Migrantenschicksal wie auch ein Weg zur Auseinandersetzung mit dem ererbten, aber kaum gelebten Judentum. Hier gelangt ein Judentum in den Blick, das zum einen „ohne Zentrierung auf den Holocaust“ auskommt, in dem zum anderen „Israel [...] weiter an den Rand“¹⁹ rückt. Dabei geht es nicht um autobiographische Authentizität sondern um fiktionale, sprachlich gebrochene und dichterisch gestaltete Literatur.

... russisch, deutsch, jüdisch ...

Aufgewachsen ist Lena Gorelik in Sankt Petersburg, einer Stadt, der sie

2008 eine literarische Liebeserklärung widmen sollte.²⁰ Das russische Erbe bestimmt bis heute ihr Leben und Schreiben. Mit elf Jahren zog sie mit ihrer Familie nach Deutschland, zunächst nach Ludwigsburg. Warum verließ die Familie Russland? Lena Gorelik erklärte in einem Interview 2009: „Zu dieser Zeit gab es [...] offenen Antisemitismus und Pogromgerüchte in Russland, gepaart mit der unglaublich schlechten wirtschaftlichen Lage.“²¹ Ihr Schicksal als jüdisch-russisches Mädchen, dann als junge Frau in Deutschland, schließlich als Ehefrau eines jüdischen Mannes und Mutter jüdischer Kinder wird zum Themenfeld ihrer selbst eingestanden autobiographisch grundierten, freilich stark fiktional-literarisch gestalteten Romane. Gewitzt, frech, humorvoll, heiter und unbeschwert kommen ihre Bücher daher. Sie setzen damit einen eigenen Ton hinein in jene deutsch-jüdische Literatur, der sich die Autorin gar nicht oder nur zum Teil zugehörig fühlt.

Überhaupt: Dass sie in Deutschland vor allem als Jüdin wahrgenommen wird, immer wieder im Rahmen von Veranstaltungen zur ‚christlich-jüdischen Verständigung‘ eingeladen wird als vorgebliche Spezialistin für Judentum, Weltpolitik, den Staat Israel, verblüfft sie. Gewiss, das Judentum ist Teil ihres Lebens: gewiss, von ihrem Judentum schreibt sie in ihren Werken – es macht aber eben nur einen Teil ihrer Identität aus, wie sie immer wieder betont. Russisch, jüdisch, deutsch? – „Diese Identitätsaufspaltung stellt sich für mich als viel zu simpel dar. Diese Trennung ist auch überhaupt nicht notwendig – was für ein Schwachsinn!“²² Deutlich wird, wie sehr eine gut gemeinte interreligiöse Begegnungsideologie den vermeintlichen Dialogpartner einengen, festlegen, auf eine bestimmte Rolle und Rollenerwartung reduzieren kann. Und nachvollziehbar, dass sich Lena Gorelik in ihren jüngsten Werken²³ kaum noch mit spezifisch jüdischen Themen beschäftigt. Dass konkrete Begegnung glücken kann, verschweigt Lena Gorelik überdies keineswegs. In Erinnerung an die Ankunft in Deutschland fallen ihr „Menschen, die ehrenamtlich etwas Gutes für Kontingentflüchtlinge tun wollen“, ein, „teilweise christliche Menschen, die über ihre Kirche erfahren haben, dass Juden in Ludwigsburg leben“. Wertender Rückblick: „Aus dem ungleichen Verhältnis zwischen helfenden Christen und armen Flüchtlingen

werden gleichberechtigte, respektvolle Freundschaften.“²⁴ Aber erneut ein Gegenzug: An anderer Stelle findet sich ein bitterböses Porträt jener „Gutmenschen“, die sich „ehrenamtlich engagieren wollten“²⁵, indem sie sich um die „armen jüdischen Zuwanderer“ kümmerten. „Doris“ etwa, voll falscher Freundlichkeit, plumper Vertraulichkeit und pseudojüdischer Anbiederung, die immer „einen schönen Schabbes“ wünschte und der Familie einen „siebenarmigen Leuchter“²⁶ schenkte. Die Chancen und Risiken von Begegnung, die Möglichkeiten und Grenzen von Kontakt und Austausch werden hier in allen Schattierungen deutlich.

Und Religion? Lena Gorelik sagt an anderen Stellen sehr deutlich, dass „ich und meine Familie absolut unreligiös sind“²⁷. In der Sowjetunion wurde das im Pass vermerkte Judentum religiös oder rituell nicht gelebt. Man galt als Angehöriger einer *nationalen* Minderheit, nicht einer Religionsgemeinschaft, und war viel eher daran interessiert, möglichst nicht aufzufallen. Jüdisch war man „per Zufall, weil so geboren“²⁸. In Deutschland wurden sie zwar „von der jüdischen Gemeinde [...] überhaupt nicht warm und offen empfangen“²⁹, trotzdem folgte eine Phase intensiver Beschäftigung mit dem Judentum in Geschichte und Gegenwart, insbesondere mit dem Judentum als Religion. „In Deutschland erst, im Religionsunterricht, den ich einen Nachmittag in der Woche in der Jüdischen Gemeinde besuchte, lernte ich, dass Judentum eine Religion ist“, wird sie später schreiben, und weiter: „Ich lernte die Traditionen, an die sich meine Großmutter kaum erinnerte, und die Gebete.“³⁰

Als Jugendliche lebte Lena Gorelik, so ihre eigene Einschätzung im Nachhinein, ihre ganz spezielle Art des Aufbegehrens: „Mein Judentum war meine Rebellion“³¹. Sie wurde radikal jüdisch, auch im religiösen Sinne: „Ich habe kosher gegessen, eine riesige Israelflagge über mein Bett gehängt und wollte in die Armee eintreten.“³² Diese Phase, zu der auch der regelmäßige Besuch von Synagogengottesdiensten gehörte, dauerte freilich nur kurze Zeit. Und heute? Heute bezeichnet man Lena Gorelik als „auch ein bisschen gläubige Kulturjüdin“³³. Jüdischsein ist für sie „weniger etwas Re-

ligiöses“ als vielmehr „ein Gefühl“, eine „bestimmte Art von Humor und der Lebenswahrnehmung“³⁴. Genau davon ist in ihren bereits mit ersten Literaturpreisen ausgezeichneten³⁵ Büchern viel zu lesen.

Anja Buchmanns Weg nach Deutschland

Im Jahr 2004 – die Autorin ist erst 23 Jahre alt – erscheint Lena Goreliks erster Roman: „Meine weißen Nächte“, gefolgt von „Hochzeit in Jerusalem“ (2007). In diesen Büchern erlebt und schildert ihr alter ego Anja Buchmann in der ersten Person Singular die von der Schriftstellerin selbst erfahrenen Stationen: Rückblicke auf die Kindheit in Russland, Aufbruch nach und Ankunft in Deutschland, Aufenthalt im Auffanglager in Ludwigsburg, Schulzeit, Studium in München, erste Liebe. Das alles wird nicht kunstvoll phantastisch und hochgradig kompliziert erzählt, sondern in einer einfachen, lakonischen, trockenen, gleichwohl witzigen Sprache und in traditionellem Parlando-Duktus. Gerade so wird einerseits Deutschland ein überaus reizvoller transkultureller Spiegel vorgehalten, entfaltet sich andererseits eine jüdische Diasporaexistenz unserer Zeit.

In „Meine weißen Nächte“ bleiben die Erwähnungen des Judentums eher ein Randthema. Eher zufällig entdeckt Anja, dass sie Jüdin ist, denn die religiös nicht praktizierende Familie tut alles, um nicht als jüdisch aufzufallen. Der „fünfte Punkt im Pass“ in Russland ist der heikle Punkt. „In den Pässen meiner Familie steht ‚jüdisch‘ darunter. Der fünfte Punkt ist meistens dafür verantwortlich, wenn man nicht den Job bekommt, für den man sich bewirbt, oder nicht studieren darf, was man will.“³⁶ Nur angedeutet wird hier, dass vor allem die Erfahrungen des neu aufflackernden Antisemitismus in Russland die Familie zur Ausreise drängen. Dass „Jude ein oft gebrauchtes Schimpfwort ist“³⁷, dass es Anfeindungen gab, wird dem Mädchen erst im Nachhinein bewusst. Auch dass die Mutter eine typisch „russisch-jüdische Mutter“ ist – „besonders schlimm“³⁸ –, wird erst durch die nachträgliche Erzählstimme als Reflexionsebene eingebracht. Erlebte Welt und reflektierte Erzählwelt fallen also vor allem im Blick auf die Rolle des Judentums auseinander.

Die Entdeckung des Judentums als Religion wird in einem kleinen Exkurs über den Bruder humorvoll-ironisch wie folgt thematisiert:

„Mein Bruder war achtzehn, als wir auswanderten, und hat einen von mir so genannten Kontingentenkomplex. In seinem dritten Jahr in Deutschland hat er seine Jüdischkeit entdeckt. Er trennte Milch- und Fleischprodukte beim Essen, ging jede Woche in die Synagoge, lernte Hebräisch in der Uni und flog für den kompletten Sommer nach Israel, wo er in einem Kibbuz arbeitete und die Heiligkeit des Landes aufzog. Zurück kam er mit einem Bart, und meine Eltern befürchteten schon, er sei nun endgültig orthodox geworden, aber es stellte sich heraus, dass er im Kibbuz einfach nur eine Wette verloren hatte, bei der das Wachsenlassen eines langen Bartes der Einsatz gewesen war. [...] Ungefähr zu demselben Zeitpunkt, als sein Sonnenbrand aus Israel nicht mehr zu sehen war, war es auch mit seiner Religiosität vorbei.“³⁹

Religiosität als Randphänomen, als humorvoll erzählte Episode. In Lena Goreliks erstem Roman, in dem die – eben nicht religiös bestimmte – Kindheit der Protagonisten im Zentrum steht, kommt Religion ganz stimmig nur eine geringe Aufmerksamkeit zu. Wie aber verändert sich dieser Anteil im Blick auf die Jugend und junge Erwachsenenzeit, die im Folgeroman beleuchtet werden?

Anja Buchmanns Weg zum Judentum

In „Hochzeit in Jerusalem“ (2007) wird die Auseinandersetzung mit dem Judentum zum zentralen Thema. Anja, unglücklich verliebt, lernt Julian kennen, einen Studenten, der erst an seinem sechsundzwanzigsten Geburtstag von seinem Vater die Auskunft erhält, dass er – der Vater – jüdisch sei, seine Eltern aber nie kennen gelernt habe, da sie im Konzentrationslager umgebracht worden seien. Weder Vater noch Sohn haben sich je mit dem Judentum auseinandergesetzt, der Vater lehnt auch jeglichen Zugang dazu ab. So sucht Julian nach eigenen Wegen, sich dem Judentum anzunähern. „Fühlst du dich zum Beispiel jüdisch?“⁴⁰, fragt er Anja, die sich mit ihm auf die Suche nach Antworten auf die Frage macht, was es heute heißt Jude oder Jüdin zu sein.

„Ich bin“ – schreibt sie ihm in einer der zahlreichen im Roman abgedruckten Mails, einem Stilmittel das den Gegenwartsbezug betont – „ehrlich gesagt, nicht besonders religiös“ (S. 22), keine Synagogengängerin, auch wenn sie sich fast ein wenig widerwillig eingesteht „doch im Grunde meines Herzens Jüdin“ (S. 89) zu sein. Als sie Julian das erste Mal persönlich trifft, fällt ihr zunächst auf, dass er „nicht jüdisch“ aussieht: „Erstens ist er blond [...]. Zweitens trägt er keine Brille. Drittens hat er lange Haare, die er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hat“ (S. 39). Sie erkennt schnell und angesichts ihrer emotionalen Verwirrtheit mit einer gewissen Erleichterung, dass er nicht ihr Typ ist. Mit augenzwinkernder Selbstironie im Blick auf stereotype Erwartungen schreibt Gorelik: „Jedenfalls wirkt Julian nicht wie ein netter jüdischer Junge aus einer intellektuellen Familie.“ Dennoch kommen sie sich im Laufe ihrer nun gemeinsamen Annäherung an das Judentum, an die Synagogenlandschaft in München näher. Er will wissen, wie sie ihr Judentum gestaltet, erlebt und empfindet.

Anja gibt ihm willig Auskunft: Zwar habe sie ihre „Bat Mitzwah, das jüdische Fest der Religionsmündigkeit“ durchaus gefeiert, sei „pflichtbewusst“ in „die Gemeinde“ gegangen, „aß kein Schweinefleisch mehr, verlangte von meinen Eltern, Milchiges und Fleischiges zu trennen, und betete vor dem Schlafengehen das Schma-Israel-Gebet“. Letztlich aber sei sie nur für kurze Zeit „richtig religiös“ (S. 88) geworden, bis „das alles“ (S. 89) jäh wiederaufgehört habe. Irgendwann in Deutschland, so erinnert sich die Ich-Erzählerin Anja Buchmann im Präsens, „entdecken meine Eltern ihre jüdische Seite, die in Russland ebenso unterdrückt wurde wie das christliche Weihnachten“ (S. 74). Man schließt sich nicht den orthodoxen Traditionen an, man geht nicht zur Synagoge, aber man pflegt doch mehr und mehr jüdische Rituale, durchaus in neuen postmodernen Mischungen. Weihnachten? Das christliche Fest wird zwar nicht gefeiert, sondern eher Chanukka, aber eingebunden in die Feste der Jahreszeit inklusive Silvester. „Weihnukivester“ (S. 76), nennt Anja diese Jahreszeit...

Julian zuliebe begleitet sie ihn nun auf seinen Suchwegen, etwa in die Synagoge. Zunächst einmal möchte er „in eine normale Synagoge gehen“, erklärt er Anja, die ihm zuvor die Alternativen in München aufgezählt hat, „also in eine orthodoxe“ (S. 27). Er weiß, dass er nach jüdisch-orthodoxen Kriterien nicht als Jude gilt, „da er keine jüdische Mutter hat“ (S. 48). Grundsätzlich will er schlicht mehr über das Judentum wissen, die Frage, ob er offiziell konvertieren will, schiebt er zunächst auf.

Verblüfft stellt Julian fest, dass gleich mehrere seiner Erwartungen unterlaufen werden. Die Synagoge etwa „sieht nicht aus, wie man sich eine Synagoge vorstellt“ (S. 46), eher wie ein normales Bürohaus. Zudem trifft er in der Synagogengemeinde fast nur auf Menschen mit Migrationshintergrund, fast alle aus Russland. „Jaja, keine deutsche Juden in Deutschland“, radebrecht eine alte Frau. „Keine. Keine deutschen Juden. Alle Ausländer. [...] Russische Juden in Deutschland. Ohne russische Juden keine Juden in Deutschland“ (S. 49).

Die dritte Überraschung für Julian wird die Begegnung mit dem Rabbiner (S. 50-52): Eine knappe, witzig-lakonisch erzählte Szene voll von Missverständnissen und als Irrtum entlarvten Erwartungen (möglicherweise nicht nur von Julian, sondern auch von Lesern des Romans): Nicht der alte weise Mann im Kaftan, sondern ein junger Angestellter im Unauffälligkeitslook. Nicht das erwartete, im christlichen Religionsunterricht erlernte und ehrfürchtig gehauchte „Schalom“, sondern ein profanes „Tschüs“. Nicht das erhoffte Interesse an der persönlichen Familiengeschichte, sondern ein beamtenmäßiges Orientieren an Recht und Faktum. Nicht die empathische Einladung zur Teilnahme, sondern der Verweis auf den zunächst zu absolvierenden „Konvertierungskurs“. Gorelik unterläuft bewusst jede übersteigerte Fremderwartung, wie man sich einen Rabbiner vorzustellen und wie sein Arbeitsalltag auszusehen habe. Der literarisch gespiegelte Weg hinein in das Judentum zeigt vor allem die Sperrigkeiten, die hier durch den ironischen Ton aufgefangen und umgewertet werden: „Es war eben kurz und schmerzlos“ (S. 52), resümiert Julian seine Begegnung mit dem Rabbiner.

Aber was macht eigentlich einen Juden zum Juden? Mit Witz, Selbstironie und Scharfzüngigkeit baut Lena Gorelik in der Charakterisierung von Anjas Vater eine jüdische Profilierung ein, die den Verweis auf Religion nicht benötigt. „Das Jüdische an meinem Vater äußert sich auf zweierlei Weisen“, lässt sie Anja erzählen. „Einerseits sind aus seiner Sicht all die klugen Köpfe im Fernsehen jüdischer Herkunft, andererseits richtet sich der Rest der Welt gegen diese klugen Köpfe“ (S. 123). Das liebevoll-augenzwinkernde Porträt – die „Jüdischkeit meines Vaters“ liege darin, dass er „vielleicht klug“ sei, in jedem Fall aber „nervig und arrogant“ (S. 128) – findet seinen Platz in dem zentralen Erzählfaden um eine Reise der gesamten Großfamilie nach Israel zur Hochzeit einer entfernten Cousine. Im Hintergrund schwebt jene Anfrage, der sich alle in Deutschland lebenden Juden von anderen Juden stellen müssen: „Wie kann man als Jude in Deutschland leben?“ (S. 62).

Dass die Reise nach Israel ein weiterer Baustein auf der Suche nach Identität ist – für Anja und Julian, letztlich aber auch für die ganze Familie – wird nur unterschwellig miterzählt. In Gesprächen mit – warmherzig und humorvoll geschilderten – entfernten Verwandten werden Erinnerungsfetzen der sonst eher verschwiegenen Familiengeschichte deutlich: „Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit gibt es in meiner Familie nicht“ (S. 168). Nun, in Israel erzählt die in Deutschland lebende Tante von der Urgroßmutter aus einem „kleinen jüdischen Shtetl in Weißrussland“. Der Vater „mit Bart und im schwarzen Kaftan“ sah nun tatsächlich so aus „wie einer der orthodoxen Juden in Jerusalem“. Die in Erzählung verlebendigten Erinnerungen rufen ein traditionelles Judentum auf, fest eingebunden in Ritual und Religion, ja, der „Urgroßvater habe eine Talmudschule, eine Jeschiwa, geleitet“. Im Laufe der Kriege wurde die Großfamilie freilich nach Leningrad vertrieben und „irgendwo auf dem Weg dahin war die Religion verlorengegangen“ (S. 174). Eine Familiengeschichte scheint auf, die von traditioneller Religiosität geprägt war, dann von Religionsverlust, Identitätsbedrohung und Verheimlichung der Zugehörigkeit zum Judentum, von erneuter Migration, die nun zu einer Annäherung und neuen Suche nach Identität unter veränderten Vorzeichen führt.

Die Israelreise bringt keine großen Veränderungen – abgesehen davon, dass sich Anja gegen ihren Willen doch in Julian verliebt, der eigentlich ja so gar nicht ihr Typ ist. Immerhin öffnet sie jedoch den Zugang zur jüdischen Vergangenheit der Familie. Die jüdische Identität in Deutschland bestimmt sich neu, die explizit religiöse Komponente bleibt aber fraglich und eher marginal. So wie Julians Suche nach seinen jüdischen Wurzeln unklar bleibt – wird er offiziell konvertieren? – so wie die Beziehung von Anja und Julian einer unsicheren Zukunft entgegengeht; so endet auch das Buch insgesamt offen – und lädt geradezu zu einer literarischen Fortschreibung ein.

Jüdischkeit heute – ein ironisch-satirischer Orientierungskurs

Das nächste Buch von Lena Gorelik, das sich mit dem Judentum befasst, ist freilich kein Fortsetzungsroman, kein Weiterschreiben am Leben von ‚Anja Buchmann‘. Ein biographischer Einschnitt sorgt für eine Neubesinnung: Lena Gorelik bringt einen Sohn zur Welt, muss sich in die Rolle als Mutter einfühlen und bringt ihre Erfahrungen in diesem Prozess in einem Buch zu Papier, das bewusst und im Gegensatz zu den beiden vorherigen Werken nicht den Untertitel „Roman“ trägt. Ein verrücktes Buch erscheint im Jahr 2011, das macht schon der alle Kategorien sprengende Langtitel deutlich: „Lieber Mischa... der du fast Schlomo Adolf Grinblum Glück geheißten hättest, es tut mir so leid, dass ich Dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude...“⁴¹

Einerseits ist dieses Buch eine Art Briefroman, welchen die Mutter dem noch Kleinstkind jetzt schon für später schreibt, gehalten in einer nur wenig dichterisch formalisierten Sprache. Andererseits finden sich Notizen, Notate, Anekdoten, Arabesken, Listen – und all das wird am Rand des Haupttextes noch kräftig durch eigene Anmerkungen, Zwischenbemerkungen und Überschreibungen begleitet, ganz im Stil talmudischer Kommentartradition. Das Textganze wird eher thematisch-anekdotesisch zusammengehalten, als dass es einem linearen Erzählfaden folgt. Lesende müssen also von vornherein Abschied nehmen von der Erwartung einer Weiterschreibung der beiden Erstlingsromane, wir betreten eine neue, eigene Textwelt. Das beginnt gleich unter der ersten Überschrift „Die Top Ten der antisemitischen

Vorurteile: Warum sie wahr sind“ – eine satirische Auseinandersetzung mit antisemitischen Klischees und Vorurteilen, die zum Teil provokativ bestätigt, zum Teil ironisch unterlaufen werden – diese Doppelstrategie prägt den Tonfall des gesamten Buchs.

Viele Erzählmomente und Passagen sind dabei bereits bekannt: sei es aus den vorherigen Romanen, sei es aus Interviews und publizierten Kurztexten. Autobiographie, Fiktion und Stilisierung mischen sich hier zu einem ganz eigenen Genre. Einige Kapitel blicken auf die ganz spezielle Lebenssituation der Autorin: ihren Hund, ihre materiellen Lebensumstände, ihre Familie. Andere Kapitel widmen sich explizit dem Judentum. Es wird dabei aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet: im Blick auf die eigene Geschichte und die der Familie; auf die Rolle der typischen jüdischen Mutter; auf die unterschwellige oder deutlich geäußerte Erwartung an die Tochter, dereinst einen jüdischen Ehepartner zu finden; auf Feste und Rituale; auf das jüdische Bildungsideal; auf die sich spiegelnden Phänomene des Antisemitismus wie des Philosemitismus; auf die Möglichkeiten und Bedingungen einer Konversion zum Judentum; auf den jüdischen Selbsthass; auf das ‚Gelobte Land‘ Israel. – So wie Mischa, so werden auch die Lesenden behutsam und humorvoll zugleich eingeführt in das, was Lena Gorelik zufolge *Jüdischkeit heute* ausmacht. Gewiss ist „Lieber Mischa“ deshalb so etwas wie eine literarisch stilisierte Einführung in das Judentum, freilich sehr subjektiv, pointiert, doppelbödig, eben aus der Sicht einer „nachgelerten Jüdin wie ich“ (S. 32), so die Autorin augenzwinkernd.

Zu diesen jüdischen Perspektiven zählt nicht zuletzt der Blick auf Religion. Lena Gorelik schreibt: „Lieber Mischa, ich bin keine echte Jüdin, zumindest nicht, wenn man nur betende als solche bezeichnet. Ich kann Dir keine jüdische religiöse Erziehung mitgeben, so gerne ich es wollte“ (S. 24f.). Zwar sei sie „mit einem echten, hundertprozentigen Juden verheiratet, wie Deine Großmutter stolz ihren Freundinnen in der jüdischen Gemeinde erzählen kann“ (S. 67), gleichwohl spiele Religion in ihrem Leben eben keine große Rolle. Gegen alle Erwartungen und Stilisierungen betont sie:

„Religion, welche Religion? Ich habe außer gefüllte Fisch, Tum-Balalaika und Erzählungen meiner Großeltern keine Religion mitbekommen, und das ist – vielleicht leider, vielleicht auch nicht – ein Phänomen, das sich sowohl in der Diaspora als auch in Israel weit über die russisch-jüdische Bevölkerung hinaus erstreckt. [...] Unsere Religionsausübung ist einer Erwähnung nicht wert und besteht hauptsächlich aus ein paar hübschen Chanukkah- und Schabbatleuchtern, die wir im Wohnzimmer verteilt haben“ (S. 67).

Und Synagogenbesuche? Wenn sie der Sohn dereinst fragen werde, warum sie so selten in eine Synagoge gehe, werde sie „mit den Schultern zucken und mir wünschen, wir gingen häufiger“. Sie habe ja eine Synagoge, aber diese „befindet sich in meinem Kopf“ (S. 139). Die ideale Synagoge, die sie sich vorstellt, in die sie „sehr gerne und auch regelmäßig“ geht, hat freilich wenig gemeinsam mit den realen Münchner Synagogen „für unterschiedliche religiöse Richtungen“ (ebd.). In der Synagoge der orthodoxen Gemeinde mitten in der Innenstadt trifft sie zwar viele Juden, versteht aber kaum etwas vom Gottesdienst, der auf Hebräisch abgehalten wird. In der liberalen Synagoge hingegen könne sie sich zwar „eine kluge Predigt anhören“ (auf Deutsch), die meisten Juden dort aber „sind Konvertiten“ (S. 143) mit den Nachteilen einer penetrant aufdringlichen Selbstbezogenheit. So bleibt meistens eben nur die eigene Synagoge im Kopf. Wie aber bestimmt Lena Gorelik dann ihre jüdische Identität? Eher ernsthaft klingen Ausführungen, die sie ihrem Sohn für künftige Beachtung im Blick auf das „Schma Israel“ mitgibt:

„Vergiss nicht ‚Schma Israel‘. ‚Schma Israel‘, ‚höre, Israel, unser G’tt ist der einzige G’tt‘, ist das zentrale Glaubensbekenntnis der Juden und soll so häufig wie möglich gesagt werden, damit bei G’tt nur ja kein Zweifel aufkommt, dass wir ihn und nur ihn lieben. Er ist da ein bisschen eigen und hat möglicherweise einen Mangel an Selbstbewusstsein, wenn er das so oft hören muss. [...] Jedenfalls sollen wir nie vergessen, wer unser G’tt ist. Als könnte uns das passieren!“ (S. 185).

Denn schließlich erfolgt doch eine Durchbrechung der ironisch-satirischen Erzähldistanz, ein seltener Ton- und Perspektivenwechsel ganz am Ende des Buches, als sich die Erzählerin ein letztes Mal direkt an Mischa, ihren Sohn, wendet:

„Und ich, die ich mich darüber lustig mache? Ich stehe jeden Abend brav an Deinem Bett und sage ‚Schma Israel‘, weil Du es noch nicht kannst, weil wir es unsern Kindern sagen sollen. Jeden Abend tue ich es, obwohl ich außer dem ersten Satz keinen weiteren verstehe, nur Worte vor mich hin brabbele, so wie man als Kind englischsprachige Lieder mitgesungen hat, ohne den Sinn zu verstehen. Jeden Abend sage ich ‚Schma Israel‘ und weiß nicht, warum ich es tue, weiß nur, dass ich ruhiger bin, wenn ich es tue. Vergiss nicht Schma Israel“ (ebd.).

Die durchgängige Schwebel; der zwischen Ernst und Satire gehaltene Ton; die Ironie, die das Gesagte unterläuft und gleichzeitig ermöglicht, werden hier noch einmal – natürlich erneut in fiktionaler Stilisierung – geerdet.

Wirklich bissige, berechnend bösartige Töne enthalten vor allem die Kapitel über Philosemitismus und Konversion, Pflichtlektüre für alle gutmeinend im christlich-jüdischen Dialog Engagierte. „Philos“ etwa treffe man dort, wo Juden eigentlich nicht oder nur ungern hingehen: bei „Klezmerkonzerten, Vorträgen zu jüdischer Religion, Diashows über Israel, das Gelobte Land, beim öffentlichen Chanukka-Lichterzünden einer größeren deutschen Stadt“ (S. 96). Ihrer Erwartung von authentischer Begegnung wird sarkastisch entgegengehalten: „Es stellt sich [...] die mathematische Frage, wie oft ein orthodoxer Jude Philosemiten zu sich nach Hause zu einem Chanukka-Fest einladen muss, damit die sich alle freuen können“ (S. 99). Immer die gleichen Fragen, die gleiche Scheu, die gleiche Tabuisierung, immer wieder die gleichen Erwartungshaltungen – Lena Gorelik bremst satirisch alle unbedachten christlichen oder bildungsbürgerlichen Umarmungsversuche hinsichtlich des Judentums, konkret: hinsichtlich jüdischer Menschen aus; ein Warnschild auch für alle Versuche, sich unbedarft ihrem Werk aus interreligiöser Perspektive anzunähern.

Noch schärfer fallen die Ausführungen über Konvertiten – „Überjuden“ (S. 116) – oder Konversionswillige zum Judentum aus: „Nur die Konvertiten, die kann ich leider wirklich nicht leiden“ (S. 109). Warum? „Es ist doch so: Die meisten Juden sind nicht gerne Juden, die meisten Juden können andere Juden nicht leiden, die meisten Juden mögen auch sich selbst nicht, und am wenigsten die Menschen, die Juden werden möchten“ (S. 112). „Nie würde ein Jude auf die Idee kommen, selbst den aufwendigen Aufnahmeprozess mitzumachen, den Unterricht zu besuchen, Regeln auswendig zu lernen, Prüfungen auf sich zu nehmen“ (S. 114). Und spitzzünftig formuliert: „Das Judentum ist eine menschenfreundliche, weil keine missionierende Religion“ (S. 113). Was also ist „das Schöne am Jüdischsein“? – „Dass man es nicht lernen kann. Weshalb man zwar zum Judentum übertreten, aber nicht Jude werden kann“ (S. 119).

„Lieber Mischa“ ist so ein unterhaltsames, amüsantes, provokatives, mit leichter Hand und ernster Absicht verfasstes Buch: als eine andere Art der Familiengeschichte, deren Bogen sich von der Großelterngeneration bis in die fernen Zukunftsjahre des Neugeborenen schlägt; als Paradebeispiel für autobiographische Migrantenliteratur, in der die postmoderne Transkulturalität zum zentralen Thema wird; als doppelbödiges jüdische Selbstvergewisserung, die gerade nicht zu Gewissheit, sondern zu Offenheit führt; als völlig ungewöhnliche Einführung ins Judentum für satire- und ironievertraute Unbewanderte.

4. Jüdische Kinder- und Jugendliteratur

Der bislang geschilderte Prozess der Herausbildung einer neuen Generation deutsch-jüdischer ‚Erwachsenenliteratur‘ findet eine aufschlussreiche Entsprechung im Bereich der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur.⁴² Wenn dort überhaupt vom Judentum die Rede ist, dann über Jahrzehnte fast ausschließlich im Kontext der Schoa. Ungezählt sind all die teils auf authentischen Erfahrungen beruhenden, teils rein fiktionalen Bücher über Anne Frank und Janusz Korczak, über das Leben und Sterben oder Überleben jüdischer Kinder und Jugendlicher in den Jahren zwischen 1933 und 1945.

Das ist nachvollziehbar: Von der Schoa, von ihrer bis heute prägenden Geschichte immer wieder neu zu erzählen, gehört zu den grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit der deutschen Geschichte. Der Blick auf das Schicksal jüdischer Menschen in dieser Zeit kann und muss dazu verhelfen, die deutsche Geschichte auch und immer wieder neu aus der Perspektive dieser Opfer sehen zu lernen.

Aus pädagogischer Sicht zeichnen sich in der Konzentration auf die Schoa jedoch zwei Gefahren ab: Zunächst fördert diese Konzentration im Blick auf das Judentum ungewollt den Eindruck, das Judentum in Deutschland sei primär eine Dimension der *Vergangenheit*. Das für die nichtjüdische Mehrheit kulturell Fremde bleibt so eben auch historisch fremd, rückt zumindest zeitlich nicht nahe. Zum Zweiten wird jedoch die Tendenz deutlich, das Judentum seiner spezifisch *religiösen Bedeutung* zu entkleiden. In weit verbreiteten Büchern wie *Myron Levovs* Bestseller „Der gelbe Vogel“ (1977), aber auch in *Henning Pawels* „jüdischen Geschichten“ „Schapiro & Co“ (1992) oder *Monika Helfer* und *Michael Köhlmeiers* Erzählung „Rosie und der Urgroßvater“ (2010) – um nur herausragende Beispiele zu benennen – bleibt die spezifisch religiöse Dimension fast unerwähnt.

Eva Lezzi: Konzentration auf das heute bei uns gelebte Judentum

Einige neuere Kinder- und Jugendbücher setzen dagegen einen bewusst anderen Schwerpunkt, der aus interkultureller wie religionspädagogischer Perspektive⁴³ besonders reizvoll wird. Ihnen geht es unter anderem um die explizite Sichtbarmachung eines *heute hier* im deutschen Sprachraum gelebten Judentums, das sich zumindest auch religiös definiert. Eine ganz einfache erste Ursache für die Produktion dieser Bücher liegt darin, dass im deutschen Sprachraum lebende Jüdinnen und Juden die Beobachtung machten, dass für ihre eigenen Kinder keinerlei Bücher vorlagen, in denen ihre spezifische Lebenswelt auch nur am Rand auftauchte.

Darum also geht es: Im deutschen Sprachraum lebenden jüdischen Kindern eine literarische Welt zu schaffen, in der ihre eigene Existenz sich wider-

spiegelt. Dass diese Bücher dann eine hervorragende Basis gerade auch für interkulturelles und interreligiöses Lernen stiften sollte, ergab und ergibt sich auf einer zweiten Ebene wie von selbst.

Die bislang eigenständigsten Beiträge zu dieser noch jungen Tradition zeitgenössischer deutsch-jüdischer Kinder- und Jugendbücher liefert die in Berlin lebende Judaistin und Literaturwissenschaftlerin *Eva Lezzi*. Der Lebensweg der in New York geborenen, in Zürich aufgewachsenen und seit vielen Jahren in Berlin lebenden promovierten und habilitierten Germanistin verbindet gleich mehrere Zentralstationen heutigen Judentums. Als Projektleiterin im Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk für jüdische Begabtenförderung ist sie mit der internationalen akademischen Welt bestens vertraut. Sie selbst hat mehrere kultur- und literaturwissenschaftliche Studien und Sammelwerke publiziert. In ihren Kinderbüchern konzentriert sie sich jedoch ganz auf die kleine Welt einer in Deutschland lebenden Familie.

In drei zusammen mit der Fotografin *Anna Adam* publizierten Foto-Textbüchern folgen wir dem zunächst achtjährigen Beni und seiner Familie durch die sich anschließenden Kindheitsjahre: „Beni, Oma und das Geheimnis“ (2010), „Chaos zu Pessach“ (2012) sowie „Beni und die Bat Mitzwa“ (2015). Inzwischen liegt eine Gesamtausgabe unter dem Titel „Beni-Bücher“⁴⁴ (2015) vor. Geeignet für Kinder ab sechs Jahren nehmen sie uns hinein in das Leben des jüdischen Jungen Beni, der mitten im Alltagschaos einer westlichen Großstadt mit seiner realitätsnah und sympathisch dargestellten Familie lebt wie andere Kinder auch, nur eben als religiös praktizierender Jude. Die jüdischen Traditionen sind dieser Berliner Familie umso wichtiger, als dass die in derselben Stadt lebende Großmutter eine Überlebende der Schoa ist, und gerade deshalb die Beachtung der rituellen und religiösen Traditionen immer wieder einfordert.

Dabei ist die porträtierte Familie – wie viele andere auch – ‚gemischtreligiös‘: Mutter, Tochter und Sohn sind jüdisch, der Vater nicht. Derartige Konstellationen haben Eva Lezzi auch wissenschaftlich beschäftigt. 2013 er-

schien unter dem Haupttitel „Liebe ist meine Religion!“ eine umfangreiche Studie über „Eros und Ehe zwischen Juden und Christen in der Literatur des 19. Jahrhunderts“. Auf ganz unterschiedlichen Ebenen ergeben sich aus dieser Konstellation ganz offensichtlich Spannungen, Spiegelungen und Anfragen in der Mischung aus Binnensicht und Außensicht auf beide Religionen. Hier, im Kinderbuch, liefert diese Konstellation zentrale Energieimpulse, um die Handlung voranzutreiben.

Einblicke in jüdische Bräuche und Traditionen

Beni findet hinein in die zentralen jüdischen Bräuche und Traditionen, erlebt bei den Großeltern einen klassisch zelebrierten Schabbat, feiert Pessach im Familienkreis, schildert im dritten Buch die ‚Bat Mitzwa‘ seiner älteren Schwester Tabea. Durch seine Augen werden Kinder, Jugendliche und erwachsene Leser*innen perspektivisch mit hineingenommen in eine Welt, die einerseits ganz alltäglich ist, sich andererseits aber eben doch durch eine ganz eigene religiöse Prägung und historische Verwurzelung auszeichnet, in welche über das Schicksal der Oma die Schoa durchaus *mit*thematisiert wird. Der Blick in die Vergangenheit steht aber nicht im Mittelpunkt. Unaufdringlich wird all das lebendig, humorvoll – und gänzlich ohne pädagogisch-didaktische Aufdringlichkeit – erzählt und bebildert, was ein jüdisches Leben in Deutschland heute auszeichnen kann.

Anna Adams collagierte Fotos bebildern diese Erzählungen nicht nur, schaffen in ihrer spielerischen Verfremdung vielmehr eine noch einmal ganz eigene Vorstellungswelt. Vor allem die anspruchsvolle, witzige und kreative Zusammenfügung von Text und Bild zeichnet diese drei in sich als Serie (ab-) geschlossenen Bücher aus. Eva Lezzi ließ 2016 den eher für ein früh-jugendliches Lesepublikum ab zwölf Jahren geeigneten, das interreligiöse Miteinander thematisierenden Roman „Die Jagd nach dem Kidduschbecher“ folgen.

Auffällig: Wie in manchen jüdischen ‚Erwachsenen-Romanen‘ auch weisen die ‚Beni-Bücher‘ ein an die Erzählung angehängtes ausführliches

Glossar religiöser Fachbegriffe auf, das auf die bewusst verständnisfördernde Intention – für jüdische wie nicht-jüdische Lesende – schließen lässt. Andere für Kinder verfasste Bücher über das Judentum oder jüdische Protagonisten greifen zu dem gleichen Mittel, etwa aus jüngster Zeit *Marina B. Neubert* in „Bella und das Mädchen aus dem Shtetl“ (2015), aber auch schon zuvor *Peter Sichrovsky* in „Mein Freund David“ (1990), *Noemi Staszewski* in „Mona und der alte Mann. Das Kinderbuch zum Judentum“ (1997) oder *Ruth Weiss* in „Sascha und die neun alten Männer“ (1997). Ohne aufdringlich vermittlungsdidaktisch zu wirken, wollen diese – in sich durchaus unterschiedlich konzipierten – Bücher nicht nur ein Verständnis für das Judentum wecken, sondern auch hineinführen in ein jüdisch geführtes Leben.

Die bloße Notwendigkeit der Aufnahme von Glossaren verweist umgekehrt auf die vorgängige, bewusst einkalkulierte Erwartung von Fremdheit und Andersartigkeit der erzählerisch präsentierten Welt. Diese Entscheidung ist nicht alternativlos. Andere ‚deutsch-jüdische Kinderbücher‘ greifen zu einem anderen Verfahren. *Myriam Halberstams* Sachinformationsbilderbuch „Lena feiert Pessach mit Alma“ (2010) lässt mit Lena ein Berliner Mädchen Pessach in einer neu zugezogenen jüdischen Nachbarfamilie erleben. Das in die Reihe „Kinder dieser Welt“ aufgenommene Büchlein baut die fremden Begriffe und Bräuche in die Handlung ein, druckt jüdische Fachbegriffe kursiv und hebt sie dadurch hervor, lässt ihre Bedeutung aber aus der Handlung selbst einsichtig werden. So wie Lena lernen auch wir Leser*innen die neue, verständlich und sympathisch erschlossene und wenn nötig in der Handlung selbst erklärte Welt kennen. *Holly-Jane Rahlens* wählt in ihren im Original auf Englisch erschienenen, jedoch in Deutschland spielenden und hier weit rezipierten Kinder- und Jugendbüchern wie „Prinz William, Maximilian Minsky und ich“ (2002) oder „Stella Menzel und der goldene Faden“ (2013) vergleichbare Verfahren.

Vom – auch religiös geprägten – Judentum kann man also heute im Kinderbuch ganz unterschiedlich erzählen: erinnerungs- und gleichzeitig gegen-

wartsbezogen, ernst, alltäglich, witzig, heiter, humorvoll, verschmitzt, realistisch, verfremdet.

5. Ausblick

Im Spiegel der ‚deutsch-jüdischen Literatur‘ unserer Zeit wird deutlich, dass die Erinnerung an die Schoa für Jüdinnen und Juden ein substantieller Teil ihrer Identität bleibt und eine notwendige Voraussetzung zum Leben in den deutschsprachigen Ländern darstellt. Gleichzeitig lässt sich jedoch aufzeigen, dass der Stellenwert dieser Erinnerung sich verändert. Der Blick in die Geschichte erklärt die Gegenwart, warnt vor Fehlentwicklungen, sensibilisiert für bleibende Prägungen, aber er ist nicht mehr die erste Triebkraft des Schreibens und die Hauptdimension des Lebens. Erinnerung ist unverzichtbar. Aber sie soll das Handeln nicht einengen, sondern tragen. Jüdische Autor*innen lenken den Blick auf heute hier gelebtes Leben. Es erklärt sich nur aus erinnerter Vergangenheit. Aber es öffnet vor allem die Wege in die Zukunft.

- 1 Vgl. ausführlich: *Christoph Gellner/Georg Langenhorst*: Blickwinkel öffnen. Interreligiöses Lernen mit literarischen Texten, Ostfildern 2013.
- 2 Vgl. dazu z.B.: *Thomas Nolden*: Junge jüdische Literatur. Konzentrisches Schreiben in der Gegenwart, Würzburg 1995; *Sander L. Gilman/Hartmut Steinecke* (Hrsg.): Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Die Generation nach der Shoah, Berlin 2002.
- 3 *Hans Otto Horch/Itta Shedletzky*: Die deutsch-jüdische Literatur und ihre Geschichte, in: *Julius Schoeps* (Hrsg.): Neues Lexikon des Judentums. Neuauflage, Gütersloh 2000, S. 521–525, hier: S. 522.
- 4 Vgl.: *Norbert Otto Eke/Hartmut Steinecke* (Hrsg.): Shoa in der deutschsprachigen Literatur, Berlin 2006; *Gerd Bayer/Rudolf Freiburg* (Hrsg.): Literatur und Holocaust, Würzburg 2009.
- 5 *Siegmund Kaznelson*: Einführung, in: *ders.* (Hrsg.): Jüdisches Schicksal in deutschen Gedichten. Eine abschließende Anthologie, Berlin 1959, S. 14.
- 6 *Diana Teschler*: Schreiben im Land der Täter. Jüngste deutsch-jüdische Literatur bei Maxim Biller und Rafael Seligmann, Saarbrücken 2007, S. 28.
- 7 *So Hanni Mittelman*: Deutsch-jüdische Literatur im Nachkriegsdeutschland: Das Ende der Fremdbestimmung?, in: *Mark H. Gelber/Jakob Hessing/Robert Jütte* (Hrsg.): Integration und Ausgrenzung. Studien zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Tübingen 2009, S. 429–442, hier: S. 431/433.
- 8 *Thomas Nolden*: Junge jüdische Literatur, S. 12.
- 9 Ebd.
- 10 *Hartmut Steinecke*: Literatur als Gedächtnis der Shoah. Deutschsprachige jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller der „zweiten Generation“, Paderborn u.a. 2005, S. 11.
- 11 *Barbara Honigmann*: Damals, dann und danach, München/Wien 1999, S. 29.
- 12 *Hanni Mittelman*: Deutsch-jüdische Literatur im Nachkriegsdeutschland, S. 429.
- 13 Vgl.: *Andrea Heuser*: Vom Anderen zum Gegenüber. 'Jüdischkeit' in der deutschen Gegenwartsliteratur, Köln 2011.
- 14 Vgl. dazu: *Dimitrij Belkin/Raphael Gross* (Hrsg.): Ausgerechnet Deutschland! Jüdisch-russische Einwanderung in die Bundesrepublik, Berlin 2010.
- 15 Vgl. *Volker Breidecker*: Hallo Deutschland, da sind wir, in: *SZ*, 12.03.2010.
- 16 *Karen Körber*: Puschkin oder Thora? Der Wandel der jüdischen Gemeinden in Deutschland, in: *Juden und Muslime in Deutschland. Recht, Religion und Identität – Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 37 (2009), S. 233–254, S. 234, das folgende Zitat S. 233.

- 17 *Willi Jasper*: Deutsch-jüdischer Parnass. Literaturgeschichte eines Mythos, München 2004, S. 473.
- 18 Vgl. *Georg Langenhorst*: Lena Gorelik: „... nicht besonders religiös“. Deutsch-jüdische Literatur der ‚dritten‘ Generation, in: *Freiburger Rundbriefe*. Neue Folge 21 (2014), S. 42-54.
- 19 *Jörg Lau*: Leben statt mahnen, in: *DIE ZEIT* 04.02.2010, S. 8f.
- 20 *Lena Gorelik*: Verliebt in Sankt Petersburg. Meine russische Reise, München 2008.
- 21 *Lena Gorelik* im Interview, in: www.hagalil.com/archiv, 11.06.2009.
- 22 Ebd.
- 23 Vgl.: *Sie können aber gut Deutsch* (2012); *Die Listensammlerin* (2013); *Null bis unendlich* (2015); *Unter dem Baumhaus* (2016); *Mehr Schwarz als Lila* (2017).
- 24 *Lena Gorelik*: *Meine weißen Nächte*. Roman ¹2004, München 2006, S. 254.
- 25 *Lena Gorelik*: *Hochzeit in Jerusalem*. Roman ¹2007, München 2008, S. 77.
- 26 Ebd., S. 78.
- 27 *Lena Gorelik* im Interview, a.a.O.
- 28 *Lena Gorelik*: *Der Kaftan meines Vaters und ich*, 16.10.2006, in: <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/342465>.
- 29 *Lena Gorelik* im Interview, a.a.O.
- 30 *Lena Gorelik*: *Der Kaftan meines Vaters und ich*, a.a.O.
- 31 Ebd.
- 32 *Lena Gorelik* im Interview, a.a.O.
- 33 *Jochen Hieber*: *Mutterwitz mit Telefon*, in: www.faz.net.
- 34 *Lena Gorelik*: *Deutsch mit Pippi Langstrumpf gelernt*, www.welt.de/kultur/literarischewelt/article796711, 07.04.2007.
- 35 U. a. *Ernst-Hofrichter-Preis* (2009); *Förderpreis zum Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Homburg* (2009).
- 36 *Lena Gorelik*: *Meine weißen Nächte*. Roman ¹2004, München 2006, S. 88.
- 37 Ebd., S. 89.
- 38 Ebd., S. 89.
- 39 Ebd., S. 89.
- 40 *Lena Gorelik*: *Hochzeit in Jerusalem*. Roman ¹2007, München 2008, S. 7. Alle folgenden Zitate folgen dieser Ausgabe.
- 41 *Lena Gorelik*: *Lieber Mische*, München 2011. Textzitate fortan aus dieser Ausgabe.

- 42 Vgl. dazu: *Georg Langenhorst*: Gestatten: Gott! Religion in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart, München 2011; *ders.*: Mehr als eine Glaubensfrage. Kinder- und jugendliterarische Darstellungen des Judentums aus religiöser Perspektive, in: *Jana Mikota/Claudia Maria Pacher/Gabriele von Glasenapp* (Hrsg.): Literarisch-kulturelle Begegnungen mit dem Judentum. Beiträge zur kinderliterarischen Fachöffentlichkeit, Baltmannsweiler 2016, S. 49-64.
- 43 Vgl. *Georg Langenhorst*: Trialogische Religionspädagogik. Interreligiöses Lernen zwischen Judentum, Christentum und Islam, Freiburg 2016.
- 44 Vgl. dazu: *Georg Langenhorst*. „Beni und die Bar Mitzwa“ von Eva Lezzi, in: *ders./Eva Willebrand*. Literatur auf Gottes Spuren. Religiöses Lernen mit literarischen Texten des 21. Jahrhunderts, Ostfildern 2017, S. 203-211.

Beiträgerinnen und Beiträger

Rabbiner Dr. Henry G. Brandt

Landesrabbiner em.

Gemeinderabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde

Schwaben-Augsburg em.

Amtsrabbiner der jüdischen Kultusgemeinde Bielefeld em.

Erich Kasberger

Ehem. Lehrer am Münchner Michaeli-Gymnasium

Ehem. Mitarbeiter in der Süddeutschen Zeitung und im

Bayerischen Rundfunk

Publizist, Musikkabarettist und Galerist

Pöcking am Starnberger See

Prof. Dr. Marita Krauss

Lehrstuhl für Europäische Regionalgeschichte

Philologisch-Historische Fakultät

Universität Augsburg

Prof. Dr. Georg Langenhorst

Lehrstuhl für Didaktik des kath. Religionsunterrichts und

Religionspädagogik

Katholisch-Theologische Fakultät

Universität Augsburg

Prof. Dr. Sabine Manteuffel

Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Philologisch-Historische Fakultät
Präsidentin der Universität Augsburg

Prof. DDr. Thomas Marschler

Lehrstuhl für Dogmatik
Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät
Universität Augsburg

Prof. Dr. Elisabeth Naurath

Lehrstuhl Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Religionspädagogik
und Didaktik des Religionsunterrichts
Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät
Universität Augsburg

Dr. Benigna Schönhagen

Ehem. Leiterin des jüdischen Kultur museums Augsburg Schwaben
Honorarprofessorin
Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische
Hilfswissenschaften
Philosophische Fakultät
Universität Tübingen

Prof. Dr. Franz Sedlmeier

Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft
Katholisch-Theologische Fakultät
Universität Augsburg

Prof. Dr. Dietmar Süß

Lehrstuhl für Geschichte
Philologisch-Historische Fakultät
Universität Augsburg

Augsburger Universitätsreden

Gesamtverzeichnis

1. Helmuth Kittel: **50 Jahre Religionspädagogik – Erlebnisse und Erfahrungen.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Juni 1983, Augsburg 1983

2. Helmut Zeddies: **Luther, Staat und Kirche. Das Lutherjahr 1983 in der DDR,** Augsburg 1984

3. **Hochschulpolitik und Wissenschaftskonzeption bei der Gründung der Universität Augsburg.** Ansprachen anlässlich der Feier des 65. Geburtstages des Augsburger Gründungspräsidenten Prof. Dr. Louis Perridon am 25. Januar 1984, Augsburg 1984

4. Bruno Bushart: **Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät II am 7. Dezember 1983,** Augsburg 1985

5. Ruggero J. Aldisert: **Grenzzlinien: Die Schranken zulässiger richterlicher Rechtsschöpfung in Amerika.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät am 7. November 1984, Augsburg 1985

6. **Kanada-Studien in Augsburg.** Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Kanada-Studien am 4. Dezember 1985, Augsburg 1986

7. Theodor Eschenburg: **Anfänge der Politikwissenschaft und des Schulfaches Politik in Deutschland seit 1945.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 16. Juli 1985, Augsburg 1986

8. Lothar Collatz: **Geometrische Ornamente.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Naturwissenschaftliche Fakultät am 12. November 1985, Augsburg 1986

9. **In memoriam Jürgen Schäfer.** Ansprachen anlässlich der Trauerfeier für Prof. Dr. Jürgen Schäfer am 4. Juni 1986, Augsburg 1986

10. Franz Klein: **Unstetes Steuerrecht – Unternehmerdisposition im Spannungsfeld von Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung.** Vortrag und Ansprachen anlässlich des Besuchs des Präsidenten des Bundesfinanzhofs am 9. Dezember 1985, Augsburg 1987

11. Paul Raabe: **Die Bibliothek und die alten Bücher. Über das Erhalten, Erschließen und Erforschen historischer Bestände,** Augsburg 1988

12. Hans Maier: **Vertrauen als politische Kategorie.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 7. Juni 1988, Augsburg 1988

13. Walther L. Bernecker: **Schmuggel. Illegale Handelspraktiken im Mexiko des 19. Jahrhunderts.** Festvortrag anlässlich der zweiten Verleihung des Augsburger Universitätspreises für Spanien- und Lateinamerikastudien am 17. Mai 1988, Augsburg 1988

14. Karl Böck: **Die Änderung des Bayerischen Konkordats von 1968.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. Februar 1989, Augsburg 1989

15. Hans Vilmar Geppert: „**Perfect Perfect**“. **Das kodierte Kind in Werbung und Kurzgeschichte.** Vortrag anlässlich des Augsburger Mansfield-Symposiums im Juni 1988 zum 100. Geburtstag von Katherine Mansfield, Augsburg 1989

16. Jean-Marie Cardinal Lustiger: **Die Neuheit Christi und die Postmoderne.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. November 1989, Augsburg 1990

17. Klaus Mainzer: **Aufgaben und Ziele der Wissenschaftsphilosophie.** Vortrag anlässlich der Eröffnung des Instituts für Philosophie am 20. November 1989, Augsburg 1990

18. Georges-Henri Soutou: **Deutsche Einheit – Europäische Einigung. Französische Perspektiven.** Festvortrag anlässlich der 20-Jahr-Feier der Universität am 20. Juli 1990, Augsburg 1990

19. Josef Becker: **Deutsche Wege zur nationalen Einheit. Historisch-politische Überlegungen zum 3. Oktober 1990,** Augsburg 1990

20. Louis Carlen: **Kaspar Jodok von Stockalper. Großunternehmer im 17. Jahrhundert,** Augsburg 1991

21. **Mircea Dinescu – Lyrik, Revolution und das neue Europa.** Ansprachen und Texte anlässlich der Verleihung der Akademischen Ehrenbürgerwürde der Universität Augsburg, hg. v. Ioan Constantinescu und Henning Krauß, Augsburg 1991

22. M. Immolata Wetter: **Maria Ward – Missverständnisse und Klärung.** Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 19. Februar 1993, Augsburg 1993

23. **Wirtschaft in Wissenschaft und Literatur.** Drei Perspektiven aus historischer und literaturwissenschaftlicher Sicht von Johannes Burkhardt, Helmut Koopmann und Henning Krauß, Augsburg 1993

24. Walther Busse von Colbe: **Managementkontrolle durch Rechnungslegungspflichten.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät am 12. Januar 1994, Augsburg 1994

25. John G. H. Halstead: **Kanadas Rolle in einer sich wandelnden Welt.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosoph. Fakultät I am 22. Februar 1994, Augsburg 1994

26. Christian Virchow: **Medizinhistorisches um den „Zauberberg“ . „Das gläserne Angebinde“ und ein pneumologisches Nachspiel.** Gastvortrag an der Universität Augsburg am 22. Juni 1992, Augsburg 1995

27. Jürgen Mittelstraß, Tilman Steiner: **Wissenschaft verstehen.** Ein Dialog in der Reihe „Forum Wissenschaft“ am 8. Februar 1996 an der Universität Augsburg, Augsburg 1996

28. Jochen Brüning: **Wissenschaft und Öffentlichkeit.** Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrensensatorenwürde der Universität Augsburg an Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler im Rahmen der Eröffnung der Tage der Forschung am 20. November 1995, Augsburg 1996

29. Harald Weinrich: **Ehrensache Höflichkeit.** Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg am 11. Mai 1995, Augsburg 1996

30. **Leben und Werk von Friedrich G. Friedmann.** Drei Vorträge von Prof. Dr. Manfred Hinz, Herbert Ammon und Dr. Adam Zak SJ im Rahmen eines Symposiums der Jüdischen Kulturwochen 1995 am 16. November 1995 an der Universität Augsburg, Augsburg 1997

31. Erhard Blum: **Der Lehrer im Judentum.** Vortrag und Ansprachen zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Johannes Hampel bei einer Feierstunde am 12. Dezember 1995, Augsburg 1997

32. Haruo Nishihara: **Die Idee des Lebens im japanischen Strafrechtsdenken.** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät der Universität Augsburg am 2. Juli 1996, Augsburg 1997

33. **Informatik an der Universität Augsburg.** Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Informatik am 26. November 1996, Augsburg 1998

34. Hans Albrecht Hartmann: „... und ich lache mit – und sterbe“. **Eine lyrische Hommage à Harry Heine (1797–1856)**. Festvortrag am Tag der Universität 1997, Augsburg 1998

35. Wilfried Bottke: **Hochschulreform mit gutem Grund?** Ein Diskussionsbeitrag, Augsburg 1998

36. **Nationale Grenzen können niemals Grenzen der Gerechtigkeit sein.** Ansprachen und Reden anlässlich der erstmaligen Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien, Augsburg 1998

37. Hans Albrecht Hartmann: **Wirtschaft und Werte – eine menschheitsgeschichtliche Mésaillance.** Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Feier zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Reinhard Blum am 3. November 1998, Augsburg 1998

38. **Informations- und Kommunikationstechnik (IuK) als fachübergreifende Aufgabe.** Ansprachen und Vorträge anlässlich der Eröffnung des Instituts für Interdisziplinäre Informatik am 27. November 1998, Augsburg 1999

39. **Jongleurinnen und Seiltänzerinnen.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 1999 an Dr. Encarnación Rodriguez, Augsburg 2000

40. Wilfried Bottke: **Was und wozu ist das Amt eines Rektors der Universität Augsburg?** Rede aus Anlass der Amtsübernahme am 3. November 1999, Augsburg 2000

41. **Wirtschaftswissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung.** Ansprachen und Vorträge anlässlich eines Symposiums zum 70. Geburtstag von Prof. em. Dr. Heinz Lampert am 11. Juli 2000, Augsburg 2001

42. **Religiöse Orientierungen und Erziehungsvorstellungen.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2000 an Dr. Yasemin Karakasoglu-Aydin, Augsburg 2001

43. **Die Dichter und das Wallis.** Akademische Gedenkfeier zum Tode von Kurt Bösch (09.07.1907–15.07.2000), Augsburg 2001

44. **„Das Amt des Kanzlers wird schwierig bleiben“.** Grußworte und Ansprachen anlässlich der Verabschiedung von Kanzler Dr. Dieter Köhler am 26. April 2001. Mit einem Festvortrag über „Umweltschutz im freien Markt“ von Prof. Dr. Reiner Schmidt, Augsburg 2001

45. **Zu Gast in Südafrika.** Reden und Vorträge anlässlich des Besuches einer Delegation der Universität Augsburg an der Randse Afrikaanse Universiteit am 5. März 2001, Augsburg 2002

46. **Integration und kulturelle Identität zugewanderter Minderheiten.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2001 an Prof. Dr. Christine Langenfeld, Augsburg 2002

47. **Dreißig Jahre Juristische Fakultät der Universität Augsburg.** Reden und Vorträge anlässlich der Jubiläumsfeier und der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Peter Lerche am 30. November 2001, Augsburg 2002

48. **Über Grenzen von Recht und von Juristen.** Abschiedsvorlesung und Reden anlässlich der Verabschiedung von Prof. Dr. Wilhelm Dütz am 17. Januar 2002, Augsburg 2002

49. **Zeitdiagnose und praktisch-philosophische Reflexion.** Abschiedsvorlesung am 18. Juli 2001 von Theo Stammen und Antrittsvorlesung am 23. Oktober 2001 von Eva Matthes, Augsburg 2002

50. **Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2002 an Dr. Gaby Straßburger. Mit einem Festvortrag von Prof. Dr. Michael von Brück zum Thema „Kulturen im Kampf oder im Dialog?“, Augsburg 2003

51. **Das Gesundheitserleben von Frauen aus verschiedenen Kulturen.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2003 an Dr. Azra Pourgholam-Ernst, Augsburg 2004

52. **Thomas Mann und seine Bibliographen.** Verleihung der Ehrenmedaille der Universität Augsburg an Klaus W. Jonas und Ilse-dore B. Jonas am 28. Oktober 2003 – Ansprachen und Reden, Augsburg 2004

53. **Leben in der Schattenwelt. Problemkomplex illegale Migration.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2004 an P. Dr. Jörg Alt SJ, Augsburg 2005

54. **Prof. Dr. Heinrich Brüning, Reichskanzler der Weimarer Republik 1930–1932.** Übergabe der Handbibliothek an die Universitätsbibliothek Augsburg durch die Kurt-und-Felicitas-Viermetz-Stiftung am 9. Februar 2005. Ansprachen und Titelverzeichnis, Augsburg 2005

55. **Die Herstellung und Reproduktion sozialer Grenzen: Roma in einer westdeutschen Großstadt.** Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2005 an Dr. Ute Koch am 9.5.2005, Augsburg 2006

56. **„Auch über den Wolken dürfen Gesetze nicht grenzenlos sein“– Das Flugzeug als Waffe. Grenzüberschreitungen im Verfassungs- und Strafrecht.** Gastvortrag der Bayerischen Staatsministerin der Justiz, Dr. Beate Merk, am 10. Mai 2006 an der Juristischen Fakultät der Universität Augsburg, Augsburg 2006

57. **Gesellschaftspolitisches Engagement auf der Basis christlichen Glaubens.** Laudationes und Festvorträge aus Anlass der Ehrenpromotionen von Prof. Dr. Andrea Riccardi und Dr. h. c. Joachim Gauck am 17. Juni 2005 an der Katholisch-Theologischen und an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg, Augsburg 2006

58. **„Prodigium“ und Chaos der „Zeichen in der Welt“. Wilhelm Raabe und die Postmoderne.** Abschiedsvorlesung und Reden anlässlich der Verabschiedung von Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert am 27. Juni 2006, Augsburg 2007

59. **Vorbild Amerika? Anmerkungen zum Vergleich des deutschen und des amerikanischen Hochschulsystems.** Vortrag von Prof. Dr. Hubert Zapf bei der Promotionsfeier der Universität Augsburg am 16. November 2007, Augsburg 2007

60. **25 Jahre Mathematik in Augsburg.** Ansprachen und Reden anlässlich der Ehrenpromotionen von Josef Stoer und Friedrich Hirzebruch bei der Jubiläumsfeier am 13. Juli 2007, Augsburg 2008

61. **Theodor Berchem: Der Auftrag der Hochschulen in Zeiten der Globalisierung.** Vortrag zum Auftakt des Internationalen Tages an der Universität Augsburg am 18. Juni 2008, Augsburg 2008

62. **Vom „Recht auf Faulheit“ in Zeiten des Rankings.** Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen am 10. Juli 2008, Augsburg 2008

63. **Internationalität und die Zukunft der Universität.** Vortrag von Prof. Dr. Hubert Zapf bei der Verleihung des DAAD-Preises für hervorragende Leistungen ausländischer Studentinnen und Studenten an den deutschen Hochschulen 2009 am 26. November 2009, Augsburg 2010

64. **Der Augsburger Universitätspreis für Versöhnung und Völkerverständigung 2009.** Ansprachen und Reden anlässlich seiner Verleihung an S. E. Botschafter Richard C. Holbrooke am 8. Dezember 2009 im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses, Augsburg 2010

65. **Übergänge.** Zu einer Werkschau der Dozentinnen und Dozenten des Lehrstuhls für Kunstpädagogik. Mit Beiträgen von Constanze Kirchner und Hans-Otto Mühleisen, Augsburg 2011

66. Die Geisteswissenschaften heute. Unterhaltungskunst? Religionsersatz? Gegenwelt der Naturwissenschaften? Oder unverständliches Spezialistentum? Festvortrag von Prof. Dr. Dr. h. c. Helmut Koopmann bei der Zentralen Promotionsfeier am 11. November 2011, Augsburg 2012

67. Der Mietek Pemper Preis der Universität Augsburg für Versöhnung und Völkerverständigung 2012. Ansprachen und Reden anlässlich seiner Verleihung an Khaled Abu Awwad und Nir Oren am 21. Mai 2012 im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses, Augsburg 2012

68. Wissenschaft und Gesellschaft. Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Reiner Keller (Lehrstuhl für Soziologie) am 10. Mai 2012, Augsburg 2012

69. Der Mietek Pemper Preis der Universität Augsburg für Versöhnung und Völkerverständigung 2014. Ansprachen und Reden anlässlich der Verleihung an Selline Korir am 3. April 2014 im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses, Augsburg 2014

70. Kassandras Dilemma – Oder: Was kann Friedens- und Konfliktforschung? Vortrag von Dr. Claudia Brunner zur Eröffnung des Studienjahrs 2014/15 des Masterstudiengangs „Sozialwissenschaftliche Konfliktforschung“ der Universität Augsburg am 6. Oktober 2014 in der Alten Generatorenhalle am Senkelbach in Augsburg. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Christoph Weller, Augsburg 2015

71. Scientia et conscientia – Zum Leitmotiv der Universität Augsburg als Programm für die Moraltheologie. Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Kerstin Schlögl-Flierl (Lehrstuhl für Moraltheologie) am 20. Januar 2016, Augsburg 2017

72. **Wissenschaft und Kreativität. Eine Selbstvergewisserung.** Hg. von Marita Krauss zusammen mit Wolfgang Reif, Werner Schneider und Peter Welzel, gewidmet Sabine Doering-Manteuffel zum 60. Geburtstag, Augsburg 2017

73. **Der Mietek Pemper Preis der Universität Augsburg für Versöhnung und Völkerverständigung 2016.** Ansprachen und Reden anlässlich der Verleihung an Don Luigi Ciotti am 20. Oktober 2016, Augsburg 2017

74. **The Visible Learning Story.** Ansprachen und Reden anlässlich der Ehrenpromotion von John Hattie am 18. Juli 2016, Augsburg 2018

75. **Complexities of Change and Cultural Diversity.** Haideh Moghissi in Augsburg (26. Juni bis 3. Juli 2017), Augsburg 2018

76. **Glaube und Kirche im Dialog mit der Welt von heute. Der Augsburger Pastoraltheologe Karl Forster (1928–1981) und seine Bedeutung für Theologie und Kirche.** Festvortrag von Prälat Dr. Eugen Kleindienst anlässlich des Actus Academicus der Katholisch-Theologischen Fakultät am 1. Dezember 2017, Augsburg 2018

77. **Elektronische Korrelationen mit Alpenblick.** Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Dieter Vollhardt am 26. Januar 2018, Augsburg 2018

78. **Der Mietek Pemper Preis der Universität Augsburg für Versöhnung und Völkerverständigung 2018.** Ansprachen und Reden anlässlich der Verleihung an Teresita Gaviria am 25. April 2018, Augsburg 2018

79. 20 Jahre Augsburger Wissenschaftspreis für interkulturelle Studien. Ansprachen und Reden anlässlich des Jubiläumssymposiums und der Preisverleihung am 9. Juli 2018, Augsburg 2019

80. Gender und Diversität. Que(e)r durch alle Disziplinen. Beiträge aus Augsburger Ringvorlesungen. Hg. v. Marita Krauss, Heike Krebs und Stephanie Waldow, Augsburg 2019

